

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Gin neues Jahr rückt an für den Kalender,
Früh kündigt sich's im Wein dem Boten an,
Wie's Zipperlein dem alternden Verschwender,
Doch ist der Bote schon ein andrer Mann,
Obwohl er sich bekant als reichen Spender —
Früh muß er schau'n, was Alles helfen kann,
Damit im neuen Jahr er mag bestehen,
Um frei und tühn auf Mess' und Markt zu gehen.

Erzählen soll er rührende Geschichten,
Wo nimmt er sie, die allerneusten her?
Velehren soll in Prosa und Gedichten
Der Gute, immer besser, immer mehr;
Ergötzen soll er, manchmal Haber schlichten,
O ja, er findet es bisweilen schwer,
Die Welt, die Zeit gemüthlich stets zu schildern
Und wüßig noch zu sein in Wort und Bildern.

Doch wenn ihr tren ihm in die Augen schauet,
Und bei ihm bleibet, bleibt er wohlgelaunt,
Im Strahl der Freundschaft bleibt er aufgethauet,
Und hüpfet er stelzend, daß ihr billig staunt;
Es kann nicht fehlen, daß ihr euch erbauet,
So ihr nicht hört, was in die Ohren raunt
Euch der und Jener, der verneinet, greinet,
Und gleißt und scheinert und 's nicht redlich meinet.

Das neue Jahr bring' euch den alten Segen —
Wenn ihr ihn hattet — neuen, wenn da nie;
Das neue bring' euch Sonnenschein und Regen,
Wie ihr sie brauchet, bringe Luft und Licht,
Und rechten Frieden aller aller Wegen,
Und unserm Deutschland, was ihm noch gebricht,
Auch daß ihr Leber einen Guten trinket,
Wünscht euch mit Gruß der Bote, der da hintet.

Der Verschollene.

Eine Geschichte von L. Anzengruber.

Da ist vor Zeiten einmal ein Mann durch's Tyrolerland gegangen und nimmer zum Vorschein gekommen. Nur Gott wußte, was aus ihm geworden. Er war von „da draußen“, wie man schon vorlängst in Oesterreich sagte, wenn man Deutschland meinte und nun erst seit kurzem in aller Wahrscheinlichkeit so sagen mag.

Der Verschollene war ziemlich bei Jahren und bei Vermögen. Nach der Herzensmeinung der lieben Angehörigen hätte der alte Herr wohl bleiben können, wo es ihm taugte oder nicht taugte, wenn er nur überhaupt irgendwo geblieben wäre; aber sich dergestalt in's Hochgebirge zu versteigen, daß man auch nicht mit dem kleinsten Stückchen mehr vorfindlich bleibt, das war doch recht leichtsinnig und sehr rücksichtslos gegen die Verwandtschaft. Die kleidete sich freilich sofort in Schwarz und wand Flöre um die Hüfte, aber das Gericht meinte, das wäre kein Beweis, daß der Vermisste nimmer am Leben sei, mehr als ein Duzend saldirter Rechnungen für bezogene Trauwaaren zähle in der Angelegenheit der einzige Todtschein; war der nicht zu beschaffen, so mußte die schöne Erbschaft liegen bleiben, — ich glaube, die Gerichtsherrn sagten — dreißig Jahr. Ei, du lieber Gott, was war da dem Gram und Herzeleid für ein gar weites Ziel gesteckt! Mittlerweile konnte manch' Einer, wenn auch nicht übers Hochgebirge, den gleichen Weg nehmen wie der liebe, alte Herr Untel, oder was er der Sippchaft eben war.

Vorevnt hatte man die Geschichte in allen Zeitungen verlauten lassen, und dabei war der Verschollene angegangen worden, falls er noch am Leben sei, seiner tief bekümmerten Familie tröstlichen Bescheid zukommen zu lassen. Nun, es war doch tröstlicher, daß er beharrlich schwieg. „Der gute Mann ist todt“, jagte die Verwandtschaft. „Die Wahrschicklichkeit spricht dafür“, jagte das Gericht, „aber wir brauchen die Gewißheit!“

Obwohl unter Einem Jedermann höflichst ersucht wurde mitzutheilen, was etwa über den Verbleib des alten Herrn Aufklärung schaffen konnte, so hatte doch Niemand gemeldet. Da that die Familie ein Uebriges und schrieb einen Preis aus, den der gewinnen sollte, der für bestimmt sagen konnte, welches traurige Schicksal den verehrten Verschollenen betroffen. Man sieht, es war ein ehrlicher Handel. Die Familie verlangte für ihr Geld ein „trauriges Schicksal“, das mochte sich jeder gesagt sein lassen, und einen etwa noch lebenden Untel ein Haus weiter zu Kauf bieten.

So ein Preis lockt Leute, die sich darauf verstehen. „Bah“, — sagte ein Polizei-Agent, und das war einer der Geriebensten, — „und wenn er schmirgerade Gott zugelaufen wäre, so muß er dabei den Weg doch mitten durch die Leute genommen haben. Ich will mir die Sache ansehen.“

Damit schnürte er sein Bündel und ging, sich die Sache ansehen. Er reiste den nämlichen Weg, den der Verschollene gegangen. Da war kein Wirthshaus, keine Kneipe, keine Almshütte, wo er nicht eingesprochen hätte, kein Senner, kein Wurzelgraber, kein Geizhug', den er nicht befragt hätte; von der Stelle, wo der alte Herr das Hochgebirge betreten, folgte er Schritt für Schritt dessen Spuren.

Da traf er endlich auf eine elende Kneipe, in der hatte der Verschollene zur Nacht geherbergt und am Morgen darauf hat man ihn in eine wilde Schlucht hineingeworfen. Der Kneipenbesitzer und sein Weib hatten ihn gesehen, ein Senner wollte ihn noch gegrüßt haben und einem Schafjungen war fast so, als möcht' er sich entsinnen, da war Einer, ganz der Beschreibung nach, hineingegangen. Aber auf dem gleichen Wege hat kein Mensch zu rückkehren und am andern Ende Keiner herauskommen sehen. In der Schlucht dürfte er also verblieben sein.

Da stand der Agent auf dem schmalen, steinigen Wege, inmitten ungeheurer Felsenwände. Zwischen ein paar Steinblöcken strebten mächtig hohe Tannen empor und steuerten höhnisch gegen Himmel: „Der weiß es!“ Ein kleines Wässerchen schloß eilig dahin, gurgelte manchmal an den Steinen, die ihm den Weg verlegten, aber es sagte nichts aus.

Damals soll auch so ein schöner Morgen gewesen sein, gerad' wie heute. Der Agent ging die Schlucht auf und nieder, er edelgelte jeden Stein, die ließen ihn nachsagen. Er ging stundenlang, denn er machte den Weg von einem zum andern Ende mehrere Male, aber er lieb mütterleinenallein und da konnte er wohl merken, daß man schnurgrade Vott zulaufen kann, ohne dabei den Weg durch die Leute zu nehmen. Eben vor es just nicht zu gehen, aber um sich zu Tod zu fallen, dazu war's nicht ungethan und gesetzt, es wär' dem besten Mann aus Schwäche ein Unfall ungestoßen, man hätte ihn doch aufgefunden. Es sah ganz darnach aus, als wär' er einem bösen Boten begegnet, der ihm den kürzesten Weg auch dem Himmel gewiesen und ihn unglücklich aus der Welt geschafft hat. Und wenn jetzt ein riesenstarker Welter dahertäme, möchte es für den jungen kräftigen Menschen nicht gar geheimer sein, eschweige denn für einen alten gebrechlichen. Der Agent war mit der Hand nach der Tasche und fühlte mit niger Beruhigung wie der Lauf der Pistole kalt durchblug, welche er mitführte, um nöthigenfalls ein Paar Böcher in eine fremde Haut zu schießen, ehe es ihm an seine eigene ginge.

Nun hatte er sich die Sache angesehen und er gestand sich, die sah recht verdrießlich aus. In der Schlucht war ein Unfall sondern ein Verbrechen geschehen und der Name verschleppt worden. Das stand bei ihm fest, aber damit zugleich die Erkenntniß, daß nahezu alle Aussicht, den Preis zu verdienen, verschwunden sei. Er war während der Suche wohl darauf gefaßt gewesen, in Vermissen als Opfer eines verbrecherischen Angriffs auszufinden und er hatte schon zu mehr als einem Erordeten den Mörder „stellig“ gemacht, aber es war dabei immer Alles, — wie er sagte — unter Leuten vorgegangen; wemgleich der lose Haden zehnmal riß, eine richtig scheinende Aussage, oft aus dem Munde eines

Kindes, knüpfte ihn wieder an, zuletzt wurden die Kreise immer enger, mitten durch liefen alle Fäden nach einem Punkte und da saß dann groß und breit, wie eine Spinne im Netz, frei und offen vor Aller Augen der Schuldige, daß man ihm auf den Kopf hin sagen konnte: „Du bist es!“ Hier aber war nirgends anzuknüpfen und stünde er selbst vor der Leiche des Ermordeten, diese konnte von Niemand agnosciert werden als von dem Mörder, von dem geständigen Mörder, denn hier fand der Verdacht keinen Boden und die Anklage keinen Beweis.

Ärgerlich stieg er von den Bergen nieder, nahm den kürzesten Weg nach der breiten Landstraße und gedachte dahin zu gehen, woher er gekommen; das war aber doch von etwas zu weit her, um es in einem Strich unter die Füße zu nehmen und so mußte er sich wohl dazu verstehen, zeitweise Rast zu halten. Gegen Ende des ersten Tages seiner Wanderschaft erreichte er ein größeres Einkehrwirthshaus und entschloß sich daselbst zu übernachten. Am frühen Morgen darauf trat er reisefertig in die Gaststube.

„Schon wieder fort?“ fragte der Wirth.

„Ja. Bin nicht herumstromens halber in's Tyrolerland gekommen. Was bin ich schuldig?“

„Mit der Red' werth.“ Der Wirth nannte einen geringen Betrag und schickte sich an, auf eine Papiernote herauszugeben; er zog die Geldlade aus dem Wandschrantke, vor dem er stand.

„Sehen ist eine Kunst. Mancher holt gleichsam mit den Augen aus einem Winkel Stück für Stück die Gegenstände hervor und überfiehet dabei noch eins und das Andere, während Einer, der's versteht, Alles auf einen Blick weg hat.“

„Alle Wetter, Herr Wirth, was habt Ihr da für eine abscheuliche Zwiebel?“ sagte der Agent und meinte damit eine Taschenuhr, die in der Lade zwischen verzettelten Papieren hervorstach, in einem tombakenen Gehäuse, plump und groß wie ein Hühnerrei.

Der Wirth griff sie heraus. „Ei, der (er gebrauchte einen Kraftausdruck) ärgert mich, so oft ich ihn anseh'.“

Es ist übers Jahr her, da sind an der Straße die Rekruten vorübergezogen, haben bei mir zugesprochen und eine fette Beche gemacht und wie's zum Zahlen kommt, muß ich das Ding da mit in Kauf nehmen; um fünf Gulden hab ich sie müssen d'rein gehn lassen, keine drei Krieg ich dafür.“

„Mein' es selbst,“ lachte der Agent, „dem Gewicht nach wird sie Keiner kaufen; das wär noch ein Handel, bei dem für Euch was herausföh! Aber vielleicht kennt Ihr den, der sie euch aufgehängt hat und mögt sie ihm nach der Zeit einmal um's Gleiche zurückstellen.“

„Kennst ihn unser Herrgott nicht besser wie ich, so bleibt der beim jüngsten Gericht unaufgerufen.“

„Wär schad,“ dachte der Agent, „da ihn wohl auch kaum Eines auf Erden wird aufgreifen können.“ Er fragte den Wirth noch Eines und das Andere. Ob der sich entsinne, an welchem Tage die Rekruten vorüber zogen? Wie viel ihrer wohl gewesen sein mögen? Woher sie gekommen? Wohin sie gegangen? Und schließlich erklärte er, Besonderheit halber die Uhr antaufen zu wollen, wenn sie um das Geld feil wäre, wofür sie dem Gastgeber aufgehaßt wurde, er wende jedoch keinen Groschen mehr daran.



„Was!“ sagte ein Polizei-Agent.

Der Wirth rückte die Rechte mit der Uhr dem Reisenden hin und hielt die hohle Linke ihm entgegen. Der Handel war geschlossen, der Agent ging seiner Wege und nachdem er noch paar Tagreisen und eben so viele Nachtlager hinter sich hatte, traf er heim.

Da saß er an seinem Schreibtische, vor sich hatte er die Uhr liegen, der Mantel derselben war geöffnet, innen zeigten sich die Buchstaben J. G. H. eingegraben und außen war in rohen Linien eine Figur angebracht, welche man bei genauerem Zusehen für einen Jäger halten konnte, der in die Luft schoß; dazu würde denn auch der Schlüssel gepaßt haben, der an einem schmalen Lederriemchen vom Bügel herabbaumelte und am oberen Ende einen ausgreifenden Jagdhund darstellte. Dieser Schlüssel aber fehlte, dagegen zeigte der Ring am Bügel eine glatteriebene Stelle, wo der Lederstreifen ehemals befestigt gewesen war. Kein Zweifel, das war die Uhr des Vermißten!

An die Verwandten desselben richtete nun der Agent ein langes und breites Schreiben über das Ergebnis seiner Nachforschungen. Er meinte, dasselbe „ganz unmaßgeblich“ als ein sehr trauriges bezeichnen zu müssen, um so trauriger, da er die Ueberzeugung hegen konnte, nichts versäumt zu haben und daher ein Anderer auch mit nichts Besserem zu dienen im Stande sein dürfte. Sicher war der Verschollene, Namens Johann Georg Heinecke, in dem bewußten Engpasse getödtet und sein Leichnam verschleppt worden und muthmaßlich war der Thäter ein eben zum Militär Ausgehobener, der zu seinem Truppenkörper einrückte; der Versuch aber, denselben ausfindig machen zu wollen, wäre ein ganz aussichtsloses Unternehmen.

Allerdings handelte es sich hier um einen jungen kräftigen Menschen, den man wohl derzeit noch bei Leben vermuthen konnte und kaum einen Tagmarsch vom Thatorte war eine Spur von ihm aufgetaucht, jedoch nur um sofort wieder im Sande zu verlaufen. Der Gastwirth kannte Keinen, der an jenem Tage bei ihm eingefebrten, das läßt vermuthen, daß sie sich viele Tagereisen weit von fernen Dörfern oder auch einzelnen Weilern zusammengefunden und der Eine, um den es sich handelt, konnte einen weiten Weg zurückgelegt haben, ehe er auf sein Opfer traf. Die Rekruten waren wohl unterschiedlichen Waffengattungen zugewiesen und nach verschiedenen Quartieren einberufen worden, da war Keinem nachzugehen, den man nicht genau kannte, da liefen alle Spuren dem Kreuz und der Quere nach über einander. Die That geschah ohne Zeugen, selbst der stumme Ankläger, der in solchen Fällen die menschliche Gemeine laut nach Sühne aufschreien macht, die Leiche des Gemordeten, war bei Seite geschafft worden, der Thäter ging aus der Heimath in die Fremde; er verließ den Ort, wo er gegen Nahestehende wie Gleichgültige eine gewisse Vertraulichkeit gewohnt war und wo ihn Alles zur Mittheilbarkeit reizte, und gerieth nach einer Stadt und unter Menschen, welche Beide er nicht kannte und mißtrauisch und verschlossen abwartet, was man wohl ihm zu sagen hätte. Als aber lange darnach der alte Herr vermißt und ihm nachgefragt wurde, da war Gras über der Geschichte gewachsen, über ein Jahr hatte der Wirth die Uhr im Schrank liegen, wußte es nicht, daß sie mit der Beschreibung übereinstimmte oder hatte nie davon gelesen noch erfahren.

Auf den Fund der Uhr that sich der Agent am Schlusse seines Schreibens etwas zu Gute, denn er hielt sich für berechtigt, dieselbe gewiß als „ein theures Andenken an den edlen Verbliebenen“ anzusehen und

fragte an, welchem der hochachtbaren Erben er sie einzuwenden habe, dafür wurde nur eine geringe Vergütung, etwa das fünf- oder sechsfache des Ersehpreises, gefordert und mit der ergebensten Anhoffnung geschlossen, man werde in Anerkennung gehabter Mühe und Auslagen wohl großmüthigst eine entsprechende Entschädigung beifügen.

Die Antwort auf das Schreiben des Agenten ließ bald ein. Man anerkannte in ihm einen der gewiesenen Polizisten, bedauerte lebhaft und wohl auch unrichtig, daß seine Bemühungen vergeblich gewesen. Man kam aber etwas, das war nicht ehrlich! Man glaubte aus seinem Schreiben herausgelesen zu haben, daß ihm die bewußte Uhr, vielleicht als ein Zeichen der Erinnerung, werth geworden und obwohl man sich von den theuern Andenken an den edlen Verbliebenen man schwer trenne, so wisse man doch keine Art, den Dank für gehabte Mühe und Auslagen bereiter anzukündigen, als indem man erwähnte, auch durch ihr Alter sehr merkwürdige Taschenuhr ihm geschenktweise überlassen und dem tiefgefühlten Wunsche, selbe möge nur glückliche Stunden zeigen.

Der Agent war den „verwünschten Knödel“, wie er sich ausdrückte, in eine Schreibtischlade, beauftragte den Teufel und seine Großmutter mit der nöthigen Reparatur, da sich gewiß kein zeitgenössischer Uhrmacher damit befassen möchte und nannte die hochachtbaren Erben ein schmutziges Gesindel.

Jahre waren darüber vergangen. Der Agent Anton Willfert — mag einmal auch sein Name genannt werden — hatte inzwischen manche Gelegenheit wahrgenommen, sich neuerlich als gewiegter Polizist zu erweisen und da sich kein Anlaß fand, ihn zu ermahnen, so hatte er den Verdruß fast völlig vergessen, den ihm der selige Johann Georg Heinecke, wie anzunehmen war, freilich ganz ohne Willen und Wissen, bereitet.

Eines Tages ging der alte Spürer und Schmeißer in einem der Vororte der Stadt durch eine abgelegene Gasse. Kinder trieben sich auf dem Fahr- und Gehwege herum, spielten an den Rinnsteinen und saßen auf den Stufen vor den Gewölbthüren. Willfert blieb stehen und sah dem Treiben zu. Mit einmal kehrt er sich ab, tritt in einen nahen Obstladen, laßt Kirichen, theilt damit im Vorüberstreiten manchen kleinen Schreihsals und hält vor einem kleinen Mädchen stille, das an der Erde saß und in dem kleinen Händchen einen Gegenstand spielend hin und her schaukelte. Zwischen den winzigen Fingern schwang ein schmales Lederstreifchen und daran hing ein Uhrschlüssel, der oben über dem Ringe einen Jagdhund in vollstem Laufe nachbildete.

Er bot der Kleinen die Kirichen, diese griff freudig darnach und von dem nahen Hausthore kam eine Frau mit freudlichem Lächeln herzu.

„Wie heißt Du denn?“ fragte der Agent das Kind.

„Sophie.“

„Und wie noch?“

„Kehneder.“

„Kehneder,“ verbesserte das Weib, „das R mag ich halt noch nit von der Zunge.“

„Wie alt ist das Mädel?“

„Zwei und ein halb' Jahr wird's mit Nächstem.“

„Ein nettes Baurerl. Ja, seit die schönen Kinder, die tausend Wochen zählen, mir kein Gehör mehr schenken, plauder' ich halt mit den ganz kleinen.“

Die Frau lachte und schüttelte den Kopf; so arg werd' es wohl nicht sein, der Herr sei noch ganz riegelvoll.



„Aber,“ jagte Willfert, „wird der Vater nicht greinen, wenn Du ihm den Schlüssel von seiner Uhr verschleppst.“ „Ach, das dürft' freilich nicht sein, aber der Schlüssel weiß von keiner Uhr, den hat die Sopherl aus'm Kechicht aufgeselesen.“

„Scheint ein uralt' Ding zu sein. Woher das kommt?“ „Er, meines Mannes Bruder, der paar Tage bei uns war, hat ihn weggeworfen.“

„So. Also vom Dntel hast du das? Wer ist denn in Dntel?“

„Feldwibel,“ sagte das Kind. „Ja, Feldwibel war er,“ erklärte die Mutter, „aber ist er wieder beim Civile und z'todt froh, daß er einmal seine Zeit beim Militär ausgebient hat. Nein, als so ein Soldat Alles durchmacht und zu erzählen eiß, drüber muß man sich nur erstaunen! Wir haben n paar Tage bei uns gehabt, bis er in seinen Platz einstehen können, er ist gelehrter Fleischer und ein schiedter Kopf: der war'“

Stande. Einen von achen abzuweden, die an von Kind auf für brhaftig gehalten hat, d so scharf und einmglich macht er's, daß in ihm kein Wort darsf zu sagen weiß, aber in bleibt halt doch liebei der Meinung, die in einmal gewohnt ist, das muß man ihm en, reden versteht er, Schwager Moiss, und auch so dem Ansehen nach ein netter Mensch, wird ihm nit fehlen. Er ist eine Kundschaften, die's eisch bei seinem Herrn nmen, wollen eh schon merkt haben, daß das chterl an der Kassa unfreundlich nach neuen Aufhacknecht mt.“

„Ja, ja, es gibt mehr ein Beispiel, daß mcher auf die Weis Glück gemacht hat. heißt denn sein Herr?“

„Feilhauer! Wissen's den Anton Feilhauer? Er hat Geschäft!“

„Er, mein Gott, ich werd' doch'n alten Feilhauer en! Der hat wirklich nur das einzige Kind? Nun, ann sich ja schiden, daß man einmal den „Anton hauer“ ober der Ladenthür herunter nimmt und „Alois Kerneber“ hinaufnagelt. Er kneipte die ne, die eben den letzten Kirchsfern auspuckte, in Baden. „Dat's geschmeckt?“

„Ja! ja und gib dein Handl.“

„So. Bah! Behüt' Gott.“

„Den Uhrschlüssel mußte das Kind verstreut haben. aus'm Zimmerlebricht kommt er ind ins Straßeneht geht er. Komm Sopherl, ich geb' dir was eres zum spielen, was Schöneres, weist du!“

„Auf dieselbe Nacht schritt Anton Willfert in seinem Zimeregt auf und nieder, von seinem Schreibtische her das tickende Geräusch einer Uhr, derselben, die

jahrelang nicht einen Zeiger gerührt hatte, entweder zugleich mit dem Herzen des Ermordeten still gestanden, oder an dem des Mörders abgelaufen war.

Ein Deckel schloß über dem Zifferblatte, der Agent rührte im Vorübergehen am Bügel, da klang es in leisen Schlägen zwölfmal. Mitternacht! Willfert zog seine Uhr und verglich. „Noch nicht halb,“ sagte er. „Willst du die Zeit einbringen? Gemach, es eilt nicht. Messe ihm billig seine Frist zu, viel hat er nicht mehr, jede Stunde bricht ihn ab.“

Dann gedachte er, wie etliche Straßen weit ein Mensch wohl im besten Schläfe liegen mochte, in dessen Träume nichts hinein klang von dem rastlosen Tiden, das hier im Raume wob, von dem heiseren Schlag, keine Mahnung an das hastende Rucken der Zeiger, deren größerer den kleinen mit fortriß von Stunde zu Stunde.

Der Agent fühlte unwillkürlich ein leises Frösteln und begab sich rasch zu Bette.

Gemach, es eilt nicht. Willfert hatte Tages darauf eine Unterredung mit seinem Vorgesetzten, erhielt einen längeren Urlaub bewilligt und verschwand aus seiner Wohnung, welche er der Obhut der Hausbesorgerin anvertraute, niemand wußte wohin.

In dem kleinen Gasthause, das allabendlich von etlichen Fleischerknechten besucht wurde, unter welchen sich auch Alois Kerneber befand, stellte sich um diese Zeit ein neuer Gast ein, von dem die alten Angestammten nichts zu sagen wußten, der aber Allen, sonderlich dem Wirthe, sehr willkommen war. Der neue Tischgenosse nannte sich Tobias Breiting, hatte, seinen Reden nach, längere Zeit als Soldat gedient, dann im

Civile als Amtsdieners Verwendung gefunden und sich seit Kurzem mit einer kleinen Pension und etwas Erspartem zur Ruhe gesetzt. Er war ein überaus gut gelaunter alter Mann, konnte keine griesgrämigen Gesichtser und keine trockenen Kehlen leiden, lobte sich lustige Gesellschaft und guten Trunk und wußte zur Heiterkeit und zu fleißigem Trinken mit einem ganz eigenen Talent anzuregen. Es verdroß ihn nicht, stets eine Guitare mitzuschleppen, womit er die Lieder Anderer begleitete und zu welcher er noch öfter selbst sang, er kannte alle neuen Gassenhauer, alle Lieder, welche die Volksänger in den Wirthshäusern „losließen,“ alle Couplets, mit welchen die Komiker in den Theatern eben Furore machten, er wußte Thierstimmen täuschend nachzuahmen, ja, er verstand sogar etwas Bauchrednerei und führte, hinter einem Dfenschirm versteckt, ganze Scenen zwischen zwei bis vier Personen auf und all das bis zum Kranflachen drollig, kurz, wenn es je einen gegeben, so war das ein ausgemachter Taufensassa.



Zwischen den winzigen Fingerringen schwang ein schmales Lederstreifchen.

Bald, das verstand sich von selbst, durfte er keinen Abend wegbleiben. Er zeigte sich in Manchem gefällig, was man von ihm verlangte, nur in einem Punkte machte er Schwierigkeiten, wenn er gebeten wurde, etwas zu wiederholen. Doch auch da fand man bald Abhilfe, man merkte, daß der alte Breiting nachgab, wenn ihm Alois Kernecker zuredete; denn der wäre ein Tyroler, meinte der Lustigmacher und die möge er gut leiden, die seien aufrichtig und gerade aus. Nachdem man einmal das wußte, steckte man sich immer hinter den Tyroler, und der war nicht wenig stolz darauf, daß, nächst dem Alten, ihm die Wirthshausgäste manchen guten und schlechten Spaß zu verdanken hatten; er suchte daher, trotz der Verschiedenheit des Alters, sich näher mit dem pensionirten Amtsdienner zu befreunden und fand ihn, obwohl der sonst wenig Einreden und gar kein Anordnen vertrug, sehr nachgiebig, das mußte gemutet werden! An einem besonders lustigen Abend trank Kernecker mit dem Alten Bruderschaft und hatte von der Zeit ab das beneidete Vorrecht, das Programm der allabendlichen Unterhaltung frei bestimmen zu können.

Er war sich auch der vollen Wichtigkeit dieser Stellung wohl bewußt, denn es kostete ihm nur ein Wort, so gab sich sein unterhaltender Dutzbruder gar nimmer mit der Gesellschaft ab; er hatte sich schon gewöhnt, denselben wie etwas ihm Zugehörndes zu betrachten, vielleicht als eine Art Wunderthier, das er gezähmt habe und das sich nur auf sein Commando mit seinen Rünsten sehen läßt. Dafür aber vergalt er dem Alten mit voller Vertraulichkeit und weihte denselben in die ganze Geschichte seines Lebens ein, denn ein so vortrefflicher Freund hatte billig Anspruch, ihn ganz genau, wie von Kind auf, zu kennen.

Mittlerweile hatten die Gäste im kleinen An einem besonders lustigen Abend trank Kernecker mit dem Alten Bruderschaft. Wirthshause dreißig frohe Abende verbracht; von diesen vermag aber bekanntlich keiner für sich allein zu stehen und muß sich an den dazu gehörenden Tag anlehnen, womit also nur gesagt ist, daß ein Monat vergangen war, was man freilich billiger mit einer Zeile richten könnte, aber man will es doch auch schön machen und das muß man uns Erzählern zu gute halten, sonst werden wir ungehalten und legen die Feder weg.

Da kam nun ein Abend, an dem wollte es nicht heiter werden. Man war wohl gewöhnt, immer Einem das große Wort zu lassen und das war der alte Breiting; aber diesmal war es ein Anderer, den man auch allein reden und machen ließ, obwohl man nichts Besonderes erwartete und ihn lieber draußen gesehen hätte, was man jedoch aus billiger Scheu ihm bei Leibe nicht merken ließ. Der Eindringling war ein bekannter Polizeidiener, und da man nur nach solchen Leuten ruft, wenn es nicht recht geheuer ist, so machen sie oft die

ehrllichsten Leute bange, denen es auch neben den ungerufenen nicht recht geheuer werden will.

Wußte er's, oder wußte er's nicht, jedenfalls war er gegen die Gesellschaft eben so rücksichtsvoll, wie diese gegen ihn und ließ sich nichts merken und that vielleicht darum nur um so geprächiger. Anfangs sprach er vom Wetter, von der Mode, wie lästerlich sich jetzt die Frauenzimmer trügen, denn die Frauenzimmer haben sich, wenn man die Männer reden hört, aller Orten und aller Zeiten lästerlich getragen, einmal, weil ihre Kleider zu wenig verhüllten, das andere Mal, weil sie die schöne Gestalt, so Gott dem Weibe verleihe, ganz den Blicken entzögen, kurz, sie mögens machen, wie sie wollen, sie thun nie recht. Dann rückte er mit etwas Stadtklatsch heraus; als aber nichts recht verlangte wollte und er vermuthlich nichts Anderes mehr wollte, gab er sich, als was er war, und begann von Verbrechen und Verbrechern zu erzählen, was er besser gleich Anfangs hätte thun sollen, denn das fanden die Leute doch Aufhorchens werth.

„Meine Herren,“ sagte er, „heute hat sich ein seltsamer Fall ereignet, ein Mörder hat sich selbst gestellt.“

„Selbst gestellt?“ wie aus einem Munde.
 „Selbst gestellt! Ich war bei der Protokolls-Aufnahme, habe auch als Zeuge unterfertigt, es ist der Mühe werth, die Geschichte anzuhören, denn da sieht man wieder einmal deutlich, daß der alte Gott noch lebt und den Leuten das Gewissen weht.“

Er rückte seinen Stuhl näher an den Tisch, kurz vorher hätten ganz bestimmt die beiden Nachbarn rechts und links ihre Sessel ein wenig zur Seite gezogen, aber jetzt schoben alle dieselben herzu.

„Selbst gestellt, was ich sage, meine Herren. Es war heute gegen Mittag, kommt ein langer, hagerer Mensch mit bleichem Gesicht, empfallenen Wangen und

scheuem Wesen auf das Amt, fragt nach dem Herrn Commissär; wir weisen ihn zu dem; es vergeht keine Viertelstunde, wird an der Klingel im Zimmer gerissen, wir laufen hinzu, müssen einen von den anderen Herren als Schriftführer hineinberufen und nun ist's losgegangen. Nach ein Frage, Antwort auf Antwort, alles haarleim. Der Kerl hatte, Erbschaftshalber, seine leibliche Tante vererbt und hat das mit Geschick und Glück vollbracht, so hat es seinerzeit nicht aufgefunden ist; drei Jahre ist's her mit dem heutigen Tag. Wie das nun zugegangen ist, daß es dem Mörder das Geständniß herausgenommen hat, da spielt sichtbar eine höhere Fügung hinein. Ich will das jetzt erzählen, wie er es selbst zu Protokoll gegeben hat und welche außerordentliche Dinge dabei auch in Sprache kommen, ich habe nichts dazu gelassen, nichts weggelassen, das versichere ich den Herren.“

„Der Mensch hatte seiner Tante das Gift nach sich nach beigebracht. Sie kränkelte erst eine Weile, er holte den verrufensten Arzt ins Haus, und als sie starb, be-



tätigte dieser ohne Weiteres, daß er sie zu Tode ge-
 oßtert habe, das geschah ihm mit den Meisten seiner
 Patienten und er hatte somit guten Grund, es auch
 hier zu glauben. Die achttundvierzig Stunden über,
 als die Leiche im Hause lag, war dem sauberen Refsen
 ar nicht wohl, er fieberte etwas, aber als sie zu
 hrabe gebracht war, da athmete er auf und dachte,
 un war' Alles gut. Er trat das Erbe an, war ein
 ettes Stück Geld und ein kleines Häuschen, darin
 lieb er wohnen, nur daß ihn nichts an die Verstor-
 ene erinnere, stellte er alle Zimmergeräthe um und
 eh nichts an dem Flecke, wo es gestanden; doch um
 ch recht einzugewöhnen, fand er's für nöthig, sich ein
 enig Muth zu machen und dazu nahm er von Zeit
 manch' guten Schluck, was sich denn auch bewährte
 nd so sah er unangefochten auf dem ungerechten Gut,
 s der Jahrestag des Mordes herankam. Er verließ
 selbem Tage die Wohnung mit frühem Morgen,
 eb gute vierundzwanzig Stunden weg und kehrte erst
 it nächstem Frühroth heim, und wie er in sein Zimmer
 itt, daselbe, wo die Verstorbene aufgebahrt wurde, da
 rd's ihm finster vor den Augen, die Wände sind
 warz ausge schlagen, die Fenster verhangen und in-
 itten der Stube steht der Sarg und darin liegt lei-
 ftig die selige Tante; man kann sich wohl denken,
 h er da hinter sich faßte und nach der Thürlinke
 iff, aber langsam hebt sich die Tante im Sarge empor,
 st sich auf, reckt den Arm und droht ihm mit dem
 nger; da ist er an der Thür zusammengebrochen
 d gelegen, er weiß selbst nicht wie lange. Wie er
 oder zu sich selbst kommt, scheint die Sonne in's Zim-
 er und ist Alles gewesen, so wie er's sonst immer
 unden. Nun denkt er, was weiter? Du hast dich
 ganze Nacht über herumgetrieben und viel ge-
 unen, warst nicht recht bei Dir."

"Das denk' ich auch," sagte Alois Kerneber über
 in Tisch.

War falsch gedacht," entgegnete der Polizeidiener.
 nächsten Tag hielt er sich nüchtern, that nur ein paar
 änge zu etlichen Bekannten und kehrte mit eindrechender
 icht heim. Der Mond scheint hell ins Zimmer,
 er Patron nimmt nichts Sonderliches wahr; wie er
 er auf das Bett zuschreitet, das im Mondlicht milch-
 ig daliegt und streift die Decke von den Pölkstern herab,
 liegt das fahle Todtengesicht der Tante vor ihm.
 aber macht schleunig "Kehrt Euch", und wischt durch
 Thüre, verbringt wieder eine Nacht außer dem
 use, denkt, es hat mir eben von gestern noch im Sinn
 gen und das Mondlicht hat mich genarrt."

Er war nicht dumm," warf Kerneber ein.

War's auch nicht, aber unserm Herrgott war er
 nicht geschickt genug. Das war so ein Deuter-
 : Du geh in Dich, was es Dich auch kostet, mach'
 er freiwillig Ordnung, eh' es gröber kommt! Und
 si gröber gekommen. Das Jahr darauf hat er die
 torbene Tante öfter zu Gesicht gekriegt, als ihm
 war. Er hat das so erzählt, plötzlich in lustigster
 uschaft hatt' ihn eine Unruh' befallen, eine Furcht
) Hause zu gehen und regelmäßig, so oft ihm das
 erfahren, sei auch das Gespenst zur Stelle gewesen;
 oder sah es an einem Nähtischen beim Fenster
 richtete sich langsam bei seinem Eintreten empor,
 es lag im Bette und gehabte sich wie die Sterbende
) Verschiden, zum öfteren sah er es wieder aufge-
 t und je näher der zweite Jahrestag des Mordes
 je häufiger wurden die Erscheinungen. Da dachte
 mit einem Male los zu werden, schnürte sein Bündel
 machte sich auf und davon. Das Häuschen mit

Allem da h'rum und darin ließ er durch einen Mäster
 verkaufen, reiste etliche Monate Land ein Land aus durch
 die Welt und zog zuletzt hierher nach der Stadt. Nun
 hielt er es schon für gewonnen. In der völlig neuen
 Umgebung erinnerte ihn nichts an die Ermordete, das
 Gespenst hatte sich nimmer blicken lassen, seit er von
 dem Thatorte weg war und so sah er ohne Beängsti-
 gung dem dritten Jahrestag entgegen, ja er versuchte
 es, je näher der herankam, desto übermüthiger zu werden,
 trat oft vor seinen Geldschrank hin und sagte in der
 Stille: "Das hab' ich nun einmal und das kannst Du
 mir nicht nehmen, nach dem Uebrigen frag' ich nicht
 so viel, — dazu schlug er ein Schnippchen — mach'
 Dir also keine Ungelegenheiten."

So trieb er's bis nur mehr eine Woche auf den
 dritten Jahrestag fehlte, das war vom heutigen ge-
 rechnet, gerade vor acht Tagen. In letzter Zeit hatte
 er schmutzige Geldgeschäfte unternommen, welche man
 gemeinlich durch Vermittler betreiben läßt, so daß die
 armen Schuldner zwischen Geldgeber und Agenten ein-
 geklemmt und um so gründlicher ausgepreßt werden.
 Selbe Nacht vor einer Woche nun kommt er nach Hause,
 besinnt sich, er habe einem Vermittler auf den mor-
 genden Tag Geld zugesagt, geht zu dem Schrank, schlägt
 dort wieder sein Schnippchen, und lacht eines vor sich
 hin, nimmt eine tausend Gulden-Note heraus, geht zu
 seinem Schreibtisch und denkt sie in ein Couvert ein-
 zuriegeln; da ist es ihm, als knarrte die Thüre in
 ihren Angeln, obwohl er sie gut verschlossen wußte,
 leise kam es an ihn heran, eine magere eifrig kalte Hand
 greift nach der seinen, in der er sofort alle Kraft ver-
 liert, und diese gespenstige Hand rückt die seine mit
 dem Geldbrief in das Licht, hält sie dort fest, bis das
 Papier verfladert und die Asche auf den Sekretär lang-
 sam herniederfällt. Erst als ihm das Licht die Finger
 senkt, fährt er mit einem Schrei zurück und sieht sich
 allein, aber daß er nicht geträumt hat, das beweist
 ihm das Häuschen Asche auf dem Tisch. Das Grauen,
 das ihn befällt, kann er nicht verwinden, er kriecht
 unter seine Bettdecke, zieht sie über den Kopf und liegt
 schlaflos bis zum Morgen. Wie die Sonne in das
 Zimmer scheint, wagt er sich aus den Federn. Be-
 hutsam, als fürchte er Jemand aufzuföhren, öffnet er
 den Geldschrank, nimmt eine gleiche Note wie gestern,
 legt sie auf den Schreibtisch, brennt eine Kerze an und
 beginnt zu siegeln, da knarrt wieder die Thüre, leise
 mit trippelnden Schritten hört er's an sich herantom-
 men, der kalte Schweiß bricht ihm aus, rasch will er
 den Brief aus der Hand fallen lassen, da tönt ein
 kurzes heiseres Lachen hinter seinem Rücken, seine
 Finger werden steif, kneifen wie eine Zange in das
 Papier und werden damit in's Licht gerückt; bis auf
 das letzte Stümpfchen, dessen Brand ihm die Nägel
 vergilbt, hält er es aus, dann öffnet er die Hand und
 sinkt in den Stuhl zurück und unter der Thüre, die sich
 zu schließen scheint, sieht er die verstorbene Tante, sie
 macht ihm einen Knix, so tief wie man wohl aus Spott
 thut, dabei verzicht sie aber keine Miene, ihr Gesicht
 sieht nach ihm her, leichenfahl, mit gebrochenen Augen
 und geöffnetem Munde.

"Von Stund ab war es aus. Er versuchte es, unter
 die Leute zu gehen, aber es war ihm immer, als ginge
 das Gespenst hinter ihm her. Wenn er, um ein Ge-
 spräch anzuknüpfen, auf Jemand zutrat, so sah er die
 Erscheinung diesem zur Seite stehen, oder über dessen
 Rücken gucken, er merkte, daß seine Verstortheit auf-
 fiel und schloß sich in seine Stube ein.

"Eine fieberhafte Angst trieb ihn an, die Probe zu

machen, ob er das Gespenst denn jedes Mal herbeirufe, so oft er den Geldschrank öffne, und es erschien jedes Mal und dann war er genöthigt, Geld zu verbrennen, um es wieder los zu werden, denn darauf verschwand es, anfangs schnell, dann immer langsamer und langsamer, so daß er in Verzweiflung Rote um Rote aufgriff, sie in das Licht hielt und Schritt für Schritt die fürchterliche Erscheinung mit gutem Papiergeld austrücherte, bis sie weg war und er sich über den Schaden, den er angerichtet, wie rasend in die Haare fuhr. Aber er konnte es nicht lassen, nachzusehen, wie sein Reichthum von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zusammenschmolz. Schrankthüre und Zimmerthüre klappten zugleich auf, der Spuk war wieder da und ohne Besinnen griff er wieder zu, äscherte

ganze Hände voll guten Geldes ein und sah mit himmelschreiendem Entsetzen den Augenblick herankommen, wo er nichts mehr im Schrank haben werde, um die gräßliche Gestalt weg zu bannen und diese bei ihm verbleiben würde. Und das geschah am Morgen vor dem dritten Jahrestag, als gestern; stumm verblieb das fürchterliche Ding, das nicht lebend und nicht todt war, Tag über auf seiner Stube und als die Nacht herankam und es sich in den starren Zügen des Todtengesichtes zu regen begann, als wollte es aufblicken und zu reden anheben, da stürzte er hinaus und rannte im Dämmer und Dunkel fort, aber immer rückte das Gespenst hinter ihm her, mit gleichen Füßen über den Boden gleitend, als zöge er es nach. Zwei Meilen von der Stadt brach er zusammen und paar Schritte von ihm stand der Spuk still, ruhig auf einem Flecke ausharrend bis zum Frühroth, da raffte sich der Mensch auf, schleppte sich nach der Stadt zurück und stellte sich selbst auf dem Amte. Nun meine Herren, was sagen Sie zu der Geschichte?"

Man sagte Verschiedenes. Einige behaupteten, sie sei gar erschrecklich und sie würden wohl heute Nacht davon träumen, Andere meinten, sie sei ein rechter Fingerzeig und eine Warntafel für gottlose Gemüther; dahin aber einigten sich Alle, daß es unterdem sehr spät geworden und Zeit zum Nachhausegehen wäre.

Unter der Thüre fragte Alois Kernerder den Polizeidiener, ob auch ein Arzt dabei gewesen.

Der Polizeidiener fragte seinerseits, was ein solcher dabei hätte thun sollen.

„Den Menschen untersuchen,“ antwortete Kernerder, denn es steht Jehn gegen Eins zu wetten, daß der

krank ist, vielleicht nie im Leben einen Hund, geschweige eine Tante, vergeben hat, das Ganze sich nur einbildet und die Herren vom Amte nach kurzer Freude den Verdruß erleben, statt einem Mörder einen Narren gefangen zu haben.“

„Das wird sich ja zeigen.“

Man trennte sich.

„Tobi,“ sagte der Fleischerknecht zu Breiting, „wir gehen zusammen; ich denk, heut brauchst mich ohnehin.“ Damit nahm er den Alten unter dem Arm. Der Spukmacher schien wirklich nicht ganz fest auf den Beinen.

Als die Schritte der Anderen verhallt waren, sagte Kernerder: „Heut' Abend waren die Gänshaut' wohlfeil. Was sagst Du dazu, Tobi? Mit solchem Zeug macht man Hasenköpfe fürchten, nicht Kerle, wie wir sind.“

„Uns nicht, wie wir sind,“ sagte schwerfällig der Alte.

„Ich will Dir noch Eins sagen, Tobi. Wenn der Narr die ganze Morgengeschichte nicht bloß im Fieber geträumt hat, wenn er wirklich seiner Tante den Garans machte und hinterher zum Krake troch, dann ist er der erbärmlichste Feigling, und es geschieht ihm ganz recht; was Einer nicht zu tragen vermag, das soll er sich nicht anladen.“

Breiting blieb stehen, zog seinen Arm aus dem meines Führers und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf den mittleren Brustknopf: „Loisl, das kann Keiner tragen!“

Kernerder lachte auf, es war nur ein kurz abgestoßener Laut. „Warum nit?“

„Das wär' ein übermenschlicher Kerl, der das zu tragen vermöcht! Allen Respekt! Aber so, wie heut' erzählt worden ist, schnappt wohl jeder über. Das ist eine Fügung.“

„Tobi, sei kein Affen Esel! Du lebst doch schon lang genug auf der Welt, daß Du wissen könntest, es spielt keine Fügung ins Leben hinein. Thu' und treib' was Du magst, es spielt keine Fügung hinein, sag' ich Dir, von keiner Seite, und wär' ich an des Narren Stelle gewesen, nicht zur Polizei, in die Apotheke wär' ich gegangen, Bluteigel hätt' ich mir setzen lassen und Morgen eingenommen, das führt die Gespenster säuberlich ab und zieht sie aus dem Blut, wo sie allein sitzen. Das wüßt' ich, hätt' ich's auch nie in einem Buche gelesen. Ich hätt' mich nicht einschüchtern lassen.“

„Woher solltest auch Du solche Ansichten haben? Was weißt Du davon zu reden? So lang Du Soldat warst, Loisl, sind Friedenszeiten gewesen, somit hätt' sich wohl im Feld eine Gelegenheit schicken können, einen oder ihrer mehr auf das Korn zu nehmen. Es ist das



Aber immer näher rückte das Gespenst hinter ihm her.

ruslich genug, doch da heißt's, was Du nicht willst, daß Dir geschieht, das füge den Andern zu und das ist Pflicht, aber wo es Verbrechen wird, wo ich herfall' über Einen, der mir wehrlos und unbereit über'u Weg läuft, das ist doch ganz etwas Anderes."

"Pah, es treibt sich wohl Mancher in der Welt herum, der seinen Mann auf dem Gewissen hat und den nicht mehr beschwert, als hätt' er eine Fliege erschlagen."

"Das ist ein dummes Reden von Dir, Loisl. Wir können uns nicht hineindenken, wie so einem zu Muth ist." Wieder klang jenes kurze Lachen. Kerner legte eine Hand schwer auf die Schulter Breiting's. "Alter, u hast keine Ahnung, wie gut ich mich da hineindenken kann."

"Papierlapap, zwischen Hineindenken und Hineindenken ein gewaltiger Unterschied. Vorher macht man sich Gedanken und hintennach kommen ganz andere von selbst, und dann merkt man, daß das vorherige nicht das rechte Denken gewesen ist. Ah, reb', so Ein' wie Du sagst, den gibt es nit, mir's nit geben."

"Hansnarr, wer sagt dir das?"

"Den müßt man mir aufweisen, eh' ich's hab'."

"Aufweisen müßt man er'n?"

"Das müßt' ein schmiederner Mensch sein."

"Nun, dann bin ich so ein schmiederner Mensch!" rief der Fleischertnecht aufredend, so lang er konnte."

"Oh hoho, aus Rechtserei wirst mir noch binden wollen, Du test einen umgebracht!" So sicher, wie Du bist da vor Dir stehen, hab' ich's auch gesehen und frag' nichts nach."

"Hab' ich's nit gesagt?"

"Alte schüttelte sich vor sich und als er nach und nach wieder zu Athem kam, sagte er: "Du hast wohl gemeint, ich würd' gleich Schreck zur Seit' springen, daß D'mich brav ausser kömmt'?" Nein, mein Lieber. Den will ich auf'm Tische fressen, den Du umgebracht hast."

"Wenn ich ihn zur Stell' hätt', die Red' sollt' Dich an."

"Wie hat er denn geheissen, der Nämliche?"

"Seinen Namen hab' ich ihm nicht abgefragt."

"Wo hat man ihn denn seinerzeit aufgefunden?"

"Den findet kein Mensch auf."

"Das denk' ich selbst!" Der alte Spasmacher brüllte Lachen.

"Kerner packte ihn mit einem harten Griff am Arm. "Du Hund, Du, wofür hältst Du mich? Lauf Du, ich stumtere?" Er gab ihn wieder frei und schallte fort: "Ich sag', was wahr ist. Wie ich Kerner hab' einrücken müssen, da bin ich bergüber über der Strafe zu gewandert. Fuchsteufelskwid war das, daß ich von Haus und Eltern fort gemußt hab', dorein war ich damal just kein Sparmeister und

meine Leute sind so arm gewesen, daß sie mir nur ein paar Groschen haben mitgeben können; die waren am ersten Tage verthan und noch einen hatte ich zu gehen, bis ich auf die Strafe traf, und dann konnte ich, so lang der Weg lief, neben übervollen Burschen hertrotten, und mich hänseln und necken lassen. Das lag mir im Sinn, als ich am nächsten Morgen in eine Schlucht einbog. Schon von Weitem sah ich ein kleines Männlein auf mich herzukommen, dachte mir, den gehst Du an, der schenkt Dir wohl ein paar Gulden. So wär' mir's lieb gewesen und darum bildete ich mir ein, so würde es auch geschehen. Als der aber heran kam und ich ihn anredete, da näselte er was, das ich nicht verstand — es war ein Ausländer — und wollte an mir vorbei. Ich vertat ihm den Weg und da griff er ein paar Kreuzer hervor; mir schoß das Blut in's Gesicht, ich hatte wohl bemerkt, wie er dabei ängstlich nach allen Seiten umfah und dann nach mir her, das entschied Alles, was werden sollte. Eine heillose Wuth überkam mich. Sollte ich wie ein Bettler abziehen, weil der mir gegenüber ein

Krauser war? Zu Mord und Todschlag war ich ja ausgehoben worden, und da steht ein Keel, der für Leib und Leben fürchtet und das selbst nicht höher anschlägt als ein paar Kreuzer! Thu' ich ihm darnach, bleibt mir allemal ein Ueberschuß! So griff ich ihn und erwürgte ihn mit seinem eigenen Halstuch, leerte seine Taschen und zog den Leichnam über einen kleinen Bach, der dort floß. Im Frühjahr ist der wildes Wasser und wäscht am Fuß der Felswände förmliche Gruben aus, in eine solche zwängte ich den Körper; in der Nähe lehnte an einem Felslocke, darauf Tannen standen, eine mächtige Steintafel, vielleicht unlängst heruntergebrochen,



Einen Augenblick sah man in seiner Hand ein Messer blitzen.

die stand so, daß ich mich nur anzustemmen brauchte, um sie fallen zu machen, sie schwang über, schlug Stein gebröckel an den Kanten herunter, schloß die Höhle dicht zu und als sie lag, rieselte das Wasser darüber weg; wie sie jetzt eingekelt liegt, bringen sie keine fünf Mann in die Höhe. Dann ging ich meiner Wege. Das ist die Geschichte, wahrscheinlicher als die närrische von vorhin. Du magst sie nun glauben oder es bleiben lassen."

"Glaub' sie schon," sagte langsam der Alte.

"Nun dann glaub' auch, daß ich nichts darnach frage, vielleicht weil ich Fleischer und an Blut gewöhnt bin, ob von Rind oder Mensch, das gilt gleich. Ich erinere mich, daß ich ein paar Mal davon geträumt habe, wie denn Alles, was man erlebt, Einem im Traum vorkommen kann, worauf aber wach kein vernünftiger Mensch etwas gibt. Freilich muß man sich sicher wissen. Wärest Du ein so schlechter Bruder, wie Du ein guter bist, und wolltest jetzt schurkstrafs auf's Polizei-Amt rennen, ich hielt Dich nicht mit dem kleinen Finger; da ließe sich nichts erweisen, nicht, wie der geheissen hat, noch wo er liegt. . . ."

Breitung richtete sich auf, er schien einen halben Kopf höher als sonst. „Seinen Namen kann ich Dir sagen und an der Stelle war ich, eh' ich noch an Dich hab' denken können, jetzt weiß ich mir auch den Mann aufzufinden.“ Er zog eine Uhr hervor, deren Schlüssel an einem Lederriemen baumelte, er ließ sie schlagen, es war drei Uhr Morgens. „Kernereder, kennst Du die? Die hast Du damals dem Wirth an der Landstraße an Zahlungsstatt überlassen und den Schlüssel hast Du vor nicht ganz sechs Wochen hier bei Deiner Schwägerin verstreut.“

Der Fleischerknecht war völlig nüchtern geworden. Er stand starr, dann schrie er auf: „Höllenhund, elender, wer bist denn Du?“

Der Polizeiaгент Anton Willfert, von dem Du vielleicht schon gehört hast und der Dich jetzt, mit oder ohne Fügung, das gilt auch gleich, in Haft nimmt. „Mois Kernereder, Du bist mein Gefangener!“

Bei diesen Worten traten aus dem Schatten der nächsten Häuser einige Männer hervor und auf die Beiden zu. Der Fleischerknecht machte einen raschen Seitensprung, lief ein paar Schritte; einen Augenblick sah man in seiner Hand ein Messer blinken, dann taumelte er und fiel denen, die ihn haschten, schwer in die Arme. Mit einem sicheren, kräftigen Stoß hatte er sich in's Herz getroffen.

Anton Willfert that es sehr leid, daß der „schöne Fall“ nunmehr nicht zur Verhandlung kommen könne, aber er tröstete sich damit, daß er jetzt in der Lage sei, mit den hochachtbaren Erben des seligen Johann Georg Heinede eine erfolgreichere Korrespondenz anzuknüpfen.

Darin wird er wohl Recht behalten haben und in Andern behält er's auch, ob die Sühne für eine geschehene That mit oder ohne Fügung sich einstellt, das gilt gleich, am wohlsten wird immer dem zu Muthe sein, der weder eine Fügung noch einen Zufall zu fürchten braucht, der sich weder mit Blut noch mit fremden Eigen, weder mit Gewaltthat noch mit Gemeinheit bedient und dem man dereinstens auf dem Sterbebette über der stillen Brust die reinerhaltenen Hände faltet.

Aus der Schule.

Lehrer: Seht Kinder, in der Satzbildung kann man statt der drei Worte „Nach und nach“ ein einziges Wort setzen, und das heißt „Allmählig“. Nun, Lieschen, kannst du mir einen Satz sagen, wo das Wort „Allmählig“ d'rin vorkommt?

Das Lieschen zupfte an seiner Schürze und wußte es nicht.

Des Halbenbauers Gretchen streckte den Finger in die Höhe: „Herr Lehrer, ich weiß einen.“

Lehrer: Brav, Gretchen! Nun, und wie heißt der Satz?

„Unsere Kartoffeln sind all' mehlig!“ rief das Kind triumphirend.

Räthsel.

Freund, suche mich zu fliehen und zu meiden,
Denn hast du mich, so hast du Sorg und Leiden,
Verlierst du mich, so wird das Herz dir schwer,
Gewinnst du mich, so hast du mich nicht mehr.

Auflösung: *Yaleoag*

Die Kirchschläger auf der Wallfahrt.

Ein Sittenbild aus den Alpen.

Von P. S. Rosegger.

Mit einem Vorwort vom Hinkenden.

Vorwort.

Wo, so, der Hinkende fängt an wallfahrtegehen? „Drücken Dich endlich Deine Sünden und willst Du gut Wetter bitten bei den Heiligen und der Muttergottes, daß sie ein gut Wort für Dich einlegen bei dem lieben Gott und dem St. Peter, nicht daß Dir die Himmelsthüre vor der Nase zugeschlagen wird, wenn Du hinauf kommst und um Einlaß bittest? Ja, ja, alter Stelzfuß, Du hast Recht, es ist Zeit, daß Du in Dich gehst und die Heiligen mögen Dir gnädig sein und Fürbitte für Dich einlegen.“

Danke für den frommen Wunsch und er mag gemeint sein, aber nichts für ungut und jetzt höret auf dem Ihr seid gewaltig auf dem Holzwege. Der Hinkende wallfahrten gehen? Wenn der Hinkende mit unserm Herrgott etwas zu reden oder ihn um etwas zu bitten hat, so redet er selber mit ihm. Dazu braucht er keine Zwischenträger. Für den Hinkenden ist der himmlische Gott ein liebender Vater, mit dem jedes seiner Kinder reden kann, wie es ihm um's Herz ist.

Was aber die Wallfahrten betrifft, so will der Hinkende als Einleitung zu der nachfolgenden Geschichte seine Meinung sagen:

Die Wallfahrten sind ein unnützes Ueberbleibsel einer längst hinter uns liegenden Zeit. Aber sie sind nicht nur ein unnützes, nein, sie sind sogar ein schädliches Ueberbleibsel und sollten schon längst zum Abriß geworfen werden. Wer meint, er dürfe dem lieben Gott sein Leid und seine Freude, seine Bitten und seinen Dank nicht unmittelbar vortragen, sondern er braucht dazu einen Fürbitter, der ein gutes Wort für ihn einlege, so eine Art Dolmetscher, der's dem lieben Gott aus dem Irdischen in's Himmlische übersezt, als ob unser Herrgott nicht alle Sprachen verstünde, besser als der gelehrteste Professor, — nun der ist ja nach den Satzungen der katholischen Religion berechtigt, die Muttergottes oder einen Heiligen um ihre Fürbitte anzurufen.

Die Heiligen, die jeweils vom Papste mit dem heiligen Hofamte beim lieben Gott betraut worden haben sich übrigens in die Geschäftslast getheilt, — einen wäre es zuviel gewesen — und während der eine ein besonders kräftiger Fürbitter ist bei Viehkrankheiten, so hat ein anderer das Wettermachen in seinem Geschäftskreis, ein Dritter schützt als himmlischer Feuerwehrmann die Häuser, — wenn auch nicht die Hausbesitzer — vor Brand, und St. Nepomuk ist ein gefagter Feind von Ueberschwemmungen, und wenn er nach ihm ginge, gäbe es niemals eine Wassermoth und das meiste Geld für die Rheinkorrektion hätte man sparen können.

Besonders kräftig aber, und zwar in allen Fäden ist die Fürbitte der hl. Muttergottes, von der die Gläubigen überzeugt sind, daß der liebe Gott ihr nicht leicht eine Bitte abschlägt, wenn er's äußert nachkommen kann; namentlich die Weiber, die haben viele Anhängere, die man eben auch nur einer Frau anvertrauen kann und dem lieben Gott, den sie sich nur als Mann vorstellen können, getrauen sie sich nicht, es zu sagen. Deshalb hat die Muttergottes auch den größten Anhang.

Wenn also ein frommer, gläubiger katholischer Christ das Bedürfnis fühlt, sein Herz vor der hl. Muttergottes auszuschütten und sie zu bitten, seine Sünden



Wünsche und Angelegenheiten vor dem Throne Gottes niederzulegen, nun so ist er dazu durch seine Religion berechtigt, und Niemand darf ihn darum schelten, und am Wenigsten thut es der Hinkende.

Aber dafür braucht man nicht nach Maria-Zell oder Maria-Einsiedeln oder wie die Gnadenorte alle heißen, zu laufen, das kann man daheim besorgen, in seinem Kämmerlein, in seiner Dorfkirche, denn die Muttergottes ist allgegenwärtig und hört uns überall, und auch die Heiligen, man könnte sie ja sonst nicht anrufen.

Das begreift aber die kindliche Einfalt nicht, die hat an einer Muttergottes nicht genug, sie bevölkert die Erde mit einer ganzen Legion Gottesmütter, die alle verschiedene Eigenschaften haben, — es ist sogar eine schwarze, eine Mohrin darunter — und nur darin überein-

kommen, daß sie alle aufeinander eifersüchtig sind. Die Zeller steht auf gepanntem Fuß mit der Einsiedler, und beide sind nicht gut auf Maria-Schutz und Maria-Tafel zu sprechen, die Maringer ist als neuester Eindringling von ihren Kolleginnen auch nicht besonders respektirt, und auf alle schaut mit Geringachtung herab die von Lourds.

Für den gewöhnlichen Hausgebrauch ist das Muttergottesbild daheim, in dem kleinen Dorfkirchen, gut genug; bei schweren Fällen aber reicht es nicht aus, da muß man schon nach Zell oder Einsiedeln wandern, dort sind sie halt viel eifriger.

So hat die Einfalt der Menschen die reine Himmelskönigin zu einem kleinen Weibe herabgewürdigt, denn man in Maria-Zell, Maria-Schutz, Maria-Tafel zc. den Hof machen muß, wenn sie im Bittenden eine Gnade willigen soll, die sie im daheim, in dem kleinen Dorfkirchen, nicht bewilligt haben würde.

Der Kaiser Joseph war auch ein frommer katholischer Mann, aber die Wallfahrten hat er verboten, weil sie nicht nur überflüssig, nein, weil sie auch schädlich, ja weil sie gefährlich sind.

„Ueberflüssig, nun ja, das mag sein, aber schädlich und sogar gefährlich? Nein, Hinkender, da schießet er doch über das Ziel hinaus.“

Ja schädlich und gefährlich! Sie haben jetzt in Berlin ein Sozialdemokratenfest gemacht, und wenn ein Dutzend Sozialdemokraten hammersitz und dummes Zeug schwätzt, was sie eine Volksversammlung nennen, so setzt man einen Polizeikommissär dazu, der einen gleich am Kragen packt, wenn noch dümmere schwätzt, als gesetzlich erlaubt ist.

Bei den Wallfahrten aber läßt man ein paar Hundert Menschen oft Tagereisen weit im Lande herum-

laufen, sogar über die Landesgrenzen hinaus, da nicht alle deutschen Reiche eine Tagereise lang sind, ohne jede polizeiliche Aufsicht, bloß unter Leitung eines alten Vet- wohl auch Schnapsbruders von Vorbeter, in dessen einer Hand der Rosenkranz, in der andern die Schnapsbulle und über den Rücken gehängt den unvermeidlichen rothen baumwollenen Regenschirm. Wie der verfolgte Fuchs unter einer Herde Schafe, braucht eine verfolgte Bande von Straßenräubern und Spitzbuben sich nur unter die Wallfahrer zu mischen und die Kerls können sicher sein, nicht erwischt zu werden.

Der Hinkende erlebt's noch, daß die Sozialdemokraten, wenn man ihnen ihre sog. Volksversammlungen ganz unmöglich macht, als Wallfahrer mit Kreuz und Fahnen in der Welt herumziehen.

Und wer bestellt denn daheim Haus, Garten und Feld, wenn die Landleute im Lande herumziehen und ihr Geld verbrauchen, um 50 Stunden von der Heimath entfernt ihr Gebet zu verrichten, das sie daheim in 10 Minuten besorgen können? Darum sind gut drei Viertel der Wallfahrer bereits Lumpen, oder auf dem Wege es zu werden, und wenn sie auch anfangs aus mißverständener Frömmigkeit mitlaufen, nach und nach verkommen sie. In der Fremde herumstrolchen ist angenehmer als arbeiten, es ist eine fidele Landpartie, die zudem als frommes Werk angerechnet wird, zwischen dem Beten hinein essen und trinken, und sonst noch allerlei, was zu Hause nicht so leicht geht, und — bei jeder Kirche stehen zwei Wirthshäuser.

Ultramontane Schriftsteller wissen allerlei herzbrechend Schönes über den Nutzen der Wallfahrt zu sagen, es ist aber eitel Geklunker. Da muß die schöne Gottesnatur erhalten, die sonst der Landmann nicht genießt und der Segen, den es mit sich bringt, wenn der Mensch einmal aus dem täglichen Einerlei, aus dem Druck der Sorgen und des Haders in Haus und Gemeinde herauskommt. Recht schön, aber sind die Wallfahrten darnach angethan? Wer es nicht anders wüßte!

In seiner sehr konservativen und gut katholischen Wochenchrift sagt der Wiener Volkschriftsteller Lange: „Die Wallfahrten sind ein Förderungsmittel der auf dem Lande herrschenden Zuchtlosigkeit, und in Wien, im Findelhause können sie's auf die Woche rechnen, wann im vorigen Jahre die große Maria-Zeller Prozession war“

und der Hinkende setzt hinzu: Im Elsaß ist nach solchen frommen Gelegenheiten auf den Geschirr-Märkten



Das kann man daheim bejornen, in seinem Kämmerlein.

große Nachfrage nach „Bappenkächerler“ und daß die Gesellschaftsdamen in Deutschland sich nicht mit dem unangenehmen und zeitraubenden Geschäfte befassen müssen, ihre Kinder selbst zu stillen und sich ihren gesellschaftlichen Pflichten zu entziehen, haben sie auch großen Theils der frommen Sitte der Wallfahrten zu danken.

So, das wär's. Das hat der Hinkende als Einleitung zu der nachfolgenden Geschichte sagen wollen und das ist seine Meinung von den Wallfahrten.

Wer jetzt noch mitlaufen will, mag's thun, auf seine eigene Verantwortung, der Hinkende wäscht seine Hände, was er übrigens — beiläufig bemerkt, jeden Morgen thut.

Die Kirchschlager auf der Wallfahrt.

Wären die Vergnügungsreisen nicht auf gekommen, ich ginge selber mit der Kreuzschar nach Maria-Einsiedeln, oder auf den Schützengelberg, oder nach Maria-Zell, oder zu einer anderen Wallfahrtskirche, wie sie gerade in den schönsten Gegenden der Alpen erbaut worden sind. So mit lauter guten Bekannten hintrotten über Berg und Thal, über Felder und Auen und durch die schönen schattigen Wälder, manchmal ein Rosenkränzelein trillern, manchmal ein Liedchen singen, unterwegs keine Kirche übersehen, weil nebenan das Wirthshaus steht, mitunter eine hübsche Kellnerin in Ehren haben, weil sie ein Geschöpf Gottes ist, oder gar ein Wunderbildniß, an dem allerlei Mirakel geschehen können — bigott, ein solches Wallfahrten wäre meine Passion!



Wie der verfolgte Fuchs unter einer Herde Schafe, braucht eine verfolgte Bande von Straßenräubern und Spitzbuben sich nur unter die Wallfahrer zu mischen.



Und sie spart jetzt schon im achten Monat.

Und für eine solche Kirchfahrt thäte ich meine Kreuzer zusammensparen Jahr und Tag lang — nicht anders, als wie es die Mechtildis gemacht.

Die Mechtildis, wer ist denn dies, wenn man fragen darf? Nun, ein recht brav und sauber Mädel ist sie und ist auch noch zu haben. Geißt das, 's selb kann ich nicht für gewiß sagen; wenn's wahr ist, was die Leut' reden — sie reden gar viel, wenn der Tag lang ist — so wäscht die Mechtildis dem Kranzbauern Michel die Hemden und die Strümpfe; ja freilich, dann ist sie schon verheißten.

Und wenn wir das brave, saubere Mädel schon nicht selber kriegen, so wollen wir doch zum Mindesten von ihm erzählen — versteht sich, lauter Gutes und Erreuliches.

Die Mechtildis also hat eine unbändige Freude, als

es der Kirchschlager Pfarrer auf der Kanzel verkündet: „Heuer zum Frauentag geht wieder die Kreuzschar nach Zell; ich wünsche, daß sich meine Pfarrkinder daran recht zahlreich betheiligen. Für den Fahnen-träger und den Herrn Kaplan, der auch mitgeht, wird heute abgeseammelt.“

Das ist in der Ordnung. Und wer in der Seele das Bedürfnis fühlt, Gott zu Lieb' einen weiten Weg zu seinem herrlichen Tempel zu machen, dort Trost und Erquickung für das bedrängte Herz zu suchen — über den macht sich kein geschiedter Mensch lustig. Wo aber unter dem Scheine der Religiosität die weltliche Gesinnung ihr Spiel hat — dort darf man wohl auch in weltlicher Weise — wie es hier geschieht — davon sprechen.

Wir zweifeln nicht an dem kindlich frommen Gemüthe der Mechtildis — aber hier kommt ihr sicherlich von der argen Welt auch ein Fünklein dazu, denn als sie auf der Kanzel das verkünden hört, da wird ihr ganz heiß in der Brust. Die weiß, was gehen wird und sie geht ja auch mit und das hat sie sich bei ihrem Dienstherrn zu Neujahr ausbedungen: sie will schon brav und fleißig sein, aber nach Zell will sie gehen mit dem Kirchschlager „Kreuz“. Und sie spart jetzt schon im achten Monat von ihrem Mund ab — denn, 's ist über eine Tagreise nach Zell und der Rückweg ist auch nicht viel kürzer, und zwei Gulden braucht man, mit eingerechnet das, was man unterwegs den Armen reicht und um was man bei den Zeller Krämer ange-schmiert wird. Und erst das Ablaxopfer in der Kirche, das'selb krißt Geld, das'selb! Sollte aber das ersparte Geld nicht langen, in Gottesnamen, so verkauft sie dem Juden die Herbstschur ihrer bluteigenen Schafes; zehnmal lieber geht sie den ganzen Winter ohne Strümpfe um, als sie bliebe zurück vom „Kreuz“.

Und nun beginnt die Mechtildis herzlich zu beten, daß sie sich bei der Wald- oder Feldarbeit doch nicht etwa einen Fuß breche, sondern daß sie terengelund bleibe und insonderheit, daß die Kalbsleder-schuhe halten bis zu den gebenedeiten Tagen der Zellfahrt.

Des Kranzbauern Michel läßt ihr sagen, seine Schuhe hätten noch gute Sohlen, und sollt's ihr um etliche Groschen nicht zusammengeben, so sollt' sie gerade denken, sie hätt' einen guten Bekannten bei der Kreuzschar.

Die Mechtildis kann ganze Nächte lang nicht mehr schlafen, stets der seltsamen Dinge gedenkend, die da kommen werden. Beten und singen wird sie laut zum Himmel hinan, und auf steinigten Wegen und durch Wildniße werden sie die Engel Gottes führen, und — der Michel.

Endlich kommt der Tag. Die junge Maid hält sich in die frischgeglätteten Wallfahrtskleider; sie ist schier verklärt und mitleidig lächelnd blüht sie nieder auf das alltägliche Treiben im Hofe, wo die

nechte wirthen und die Hühner den Staub aufkrahen. Sie — die Mechtildis — ist nun der Erde entrückt und verkehrt mir mehr mit dem Himmlischen, und die Dienstherrin ist die Gnadenmutter zu Zell. Einen rosen Laib Brod bindet sie sich noch auf den Rücken, als rothe Paraplie — Regenschirm hat sie keinen — wängt sie sich unter die Achsel, und jekt —

„Behüt' dich tausend schön Gott, Mechtildis!“ sagt die Bäuerin, „richt' einen schönen Gruß aus bei der Elternmutter und bet' für uns auch was!“

Sie, in ihrer Demuth verspricht es — verspricht Alles zu dieser Stunde; und noch befühelnd, ob die drei Gulden wohl gut in's Föpplein genächt sind, geht still davon und der Pfarrkirche zu, wo sich die Ghaar versammelt.

Weit im Thal kann man die Glocke hören, wenn man ausziehen mit ihren Brodsäcken und Pilgerzacken und Rosenkränzen und mit der flatternden Fahne

der alt
arbeiter un
ihnen und
junge Ra
Der
arbeiter hat
zwei
eier Eier
getrun
dem das
acht den
is glatt
fördert
Inbrunst
Gebete.
Und so wal
sie hinaus
der Ge
chung und
über Berg
Thal im
en Son
schein, und
auern die
te, die sie
eten sehen
bedauern
Herren



Und so wallen sie hinaus aus der Gemartung und hin über Berg und Thal.

nen, die zuweilen vorüber schnurren. Daß kein Mensch Erden so glücklich ist, wie sie, das sind sie über — und das muß uns freuen.

Gebet und gesungen wird, was das Zeug hält. „Dant, daß er den Menschen den trefflichen Kranz gegeben hat und die stinke Zunge zum nmsien!“ — Das Auge mag sich weiden an den Igen, die daheim nicht zu finden, und: „Gegrüßet si Du Maria, voll der Gnaden“ — „das ist auch kurios, jekt thun sie dort unten in den zsmatten erst das Kraut andanen“ „und du bist enedeit unter den Weibern und gebene ist die“ „die Füß brennen mir schon wie er auf diesem gotteslästerlich argen Weg! Das ist schon gar über“ — „die Frucht Deines Leibes; lige Maria, Mutter“ — „gelt, ihr schenkt ein Tröpfel saure Milch, man meint, die Seel üßt sich Eins heraus in dieser grauslichen Hit!“ — „Mancher mücht' allweg einkehren, aber der Vor sagt: „Geh't, laßt's Euch nit anfechten, die thshäuser sind dem Teufel seine Kirchen!“ Hat er selber Durst, so findet er schon eine Schenke, die

der Teufel nicht gebaut haben kann, weil auswendig an der Thüre der „süße Namen“ steht. —

Befegne ihnen Gott den frischen Trunk! wir eilen ihnen ein Stüdel voraus, wollen gern einmal unter uns selber sein und was Geschiedtes nit einander reden.

Zell liegt tief im Gebirge. Die Wege sind für Den, der sie mit seinen Schritten messen muß, weit und wie es im Awe heißt: gotteslästerlich arg! Mit spitzen Steinen gepflastert und mit Mühsal — und die Wallfahrer gehen gern barfuß, damit sie an Schuhen sparen und Sünden abbüßen. — Mancher Pfad führt über wilde Höhen, völlig bis zu Firnen — durchaus böse Gegenden, wenn Nacht und Nebel, Wind und Wetter eintreten.

Da war es wohl nothwendig, daß sich aus der Hirtenklaufe, aus der Semhütte ein Einkehrhaus, eine Herberge gebildet hat, die nur im Winter verschneit und verödet liegt, im Sommer aber vom Treiben der

Wallfahrer aus allen Gegenden durchraucht wird.

So haben die Bauern auch ihre Touristenhotels. Kehren wir hier in ein solches ein und warten bis das Kirchschlager „Kreuz“ nachkommt. — Ein stattliches, frommes

Haus von außen; aus Holz gebaut, mit hellen Fenstern, an den Wänden die Schützenscheiben mit den schwarzen Augen — 's

ist auch ein Försterhaus. Dann das leuchtende Schindeldach und die Schornsteine, aus denen es immer raucht — denn Hunger hat Jeder, der hier ankommt. Hinter dem Hause an dem felsigen Hügel gelehnt steht die Stallung; wohnt im Erdgeschos das Geschlecht der Rindre und Schweine, in den Dachräumen ist begehrenswürdig Heu und Stroh — denn müde ist Jeder, der hier ankommt.

Droben am Dachfenster ist die Hochwacht. Dort luget der borstenhaarige Kopf Friedels in die Welt hinaus, ob nicht irgendwo von einer Kreuzschar was zu sehen oder zu hören. Eine Weile ist's verzweifelt still, nichts zu sehen und zu hören, als die Häher und die Steinlerchen — die bringen aber kein Geld. Auch ist der Sang der Semnerin und das Jodeln des Kühbiben, das aus der Ferne klingt, nicht zu versilbern. Sucht dann der Friedel noch eine Weile — halt, hört es nicht wie das Summen einer Hummel? Es ist das Schallen eines Wallfahrtsliedes. Dort unten aus der Schlucht taucht eine rothe Fahnenstange auf.

„Sie kommen!“ schreit der Friedel. Dieser Ruf kostet manchem Lämmlein, manchem hoffnungsvollen

Feriel das Leben. Selbst das harmlose Hühnervolk schiebt vor solchem Schrei unheilvoller, denn der Pfaff eines Geiers, wild auseinander — denn ist etwa ein Prälat unter der Kreuzschar, so gehen auch die Hühner nicht sicher.

Und siehe, nach einer halben Stunde schwannt die rothe Fahnenstange der Kirchschlager — die Fahne selbst tragen sie in einer Blechbüchse — über das Steintar heran. Geller wird der Gesang, denn die Sänger sehen schon das Wirthshaus. Der junge Kaplan, anzusehen schier wie der heilige Moïsius, ist umgeben von dem schönsten Kranze gottesfürchtiger Jungfrauen. Die Mechtildis jedoch geht etwas weiter hinterwärts — 's ist ihr an diesem steilen Berge fast das Mieder zu fest gebunden — sie schnauft und sie hat in der rechten Hand das Paraplie und in der linken den Michel, daß es doch mag vorwärts gehen mit harten Kräften.

Mittlerweile ist es Abend geworden und von Kuppe zu Kuppe der Alpenhöhen heran kommen graue Nebel gezogen. Still, aber rasch, in dichten Ballen, wogen sie heran und hüllen die Niederung, hüllen das Wirthshaus ein, und siehe, die fromme Wallfahrerschar thront in den Wolken des Himmels.

Daß sie aber auch noch ihre Leiber bei sich haben, die Seelen aus Kirchschlag, das weist das Poltern, unter welchem sie mit ihren staubigen Schuhen und Stöcken, mit ihren Brodsäcken, mit der Fahnbüchse und der Stange in die Herberge einziehen.

Wer aber wollte nicht einziehen durch eine Pforte, über welcher der biblische Spruch steht: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“ und das um so lieber, wenn über derselben Pforte, aber an der inwendigen Seite in einem Kranz von Knieholzweigen die tröstliche Sakung prangt: „Auf der Alm, da gibt's fa Sünd!“

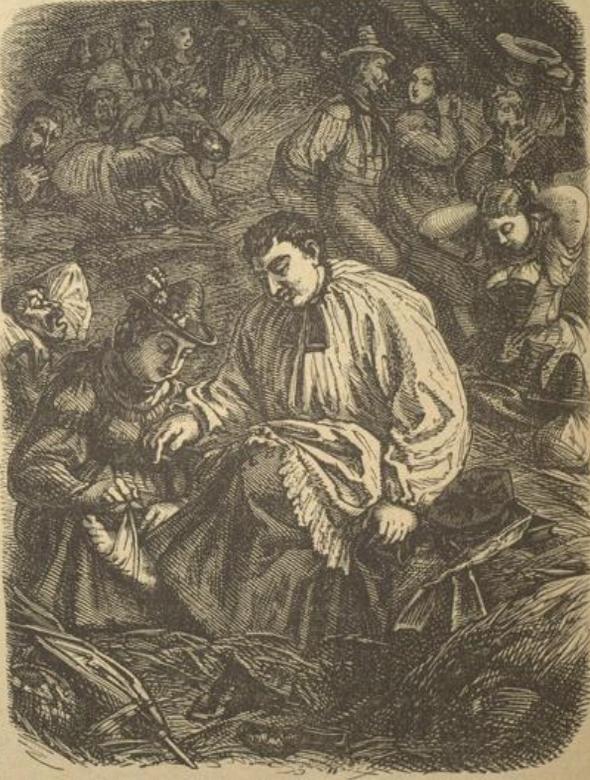
Der auswendige Spruch ist bald erfüllt, so mag denn der inwendige erprobt werden. Vorläufig besetzen sie die Tische, thun ihre mitgebrachten Brode, Krapsen und Schinken aus den Bündeln und lassen sich Gläser

dazu bringen, wohl gefüllt aus den Krüßern mit dem Brommen des Heiles. Gott Lob, daß sie recht essen und trinken, dies weist, daß sie gesund sind. Gesund sein und auf Gotteswegen wandeln — wer könn' sich Schöneres denken! Leiber, der gute Vorbeter ist so heiser, daß er kaum nach einem Gläschen Schnaps zu raufen vermag; und als er später zum Kartenspiel kommt, ist es mit seiner Stimme so erg, daß, wenn er aufrufen will, „Gestochen mit dem As, Du verd —“ ihm der verdammte Schneider mitten in der Kehle stecken bleibt. Und wie — ich bitt' euch — soll er morgen mit so einem Kerchen im Halse wieder vorbeten! — Dem Fahnenträger steif geworden, daß er den ferner sind die Arme so Maßtrag nur mit Mühe an den Mund bringt, doch Fingerbädeln mit der Kellnerin aber nachgerade unmöglich scheinen will.



„Sie kommen!“ schreit der Friedel.

Von den Weibskenten zieht sich ein guter Theil bei Zeiten zurück auf den Heimboden. Dabelst graben sie sich unter Geißer und Geglucke Nester, wo ihre Haarflechten auf und belegen die wunden Hüften mit Unschlitt. — In ihre Leute, 's ist Alles verweichlicht heut zu Tag; vor Zeiten haben sich fromme Wallfahrende Sand und Glascherben in die Schuhe gethan, um unterwegs recht viele Sünden abzubüßen. — Ist denn das heut zu Tag so sehr überflüssig? Ich glaube nicht! — Ich deß, meinen sie, noch die Sünden anwaagen, so wären sie morgen die Abendzeit in Hell, da gäbe es Beichtstühle genug. Und manch' Rädglein bildet sich noch ein, es habe gar keine Sünden zu tragen — der Toni-Nagl-Sohn, aber wie er heißen mag, ist weit stärker, der wäre gut und trage in seinem Bündel auch ihre Sünden, die vorüberigen sind die vom Winterjahre her, und auch die vom heurigen Frühjahr.



Auch seine Füße waren etwas wund, er mußte sie mit Unschlitt belegen.

es bis spät in die Nacht hinein lebendig zu. Rezendunst und Tabaksrauch vermögen nicht, das Johlen und Lärmen zu ersticken, und die geistlichen Nieder sind zu werden geworden, und die Kellnerin wahrhaftig in ein hübsches Frauenbild — soll jünger sein, als jenes zu Hell.

Der Wirthssohn, der Friedel, huscht schallhaften
 schichtes unter den Gästen umher, weiß unterhaltfam
 sein, weiß prächtige Ziffern zu zeichnen auf dem
 sich, macht mit einem Fahrer Zahlen, die tief in
 Hunderte gehen, und noch allerlei possirliche Zier-
 then dazu — ein talentirt Köpfel, der Friedel! —
 id wie geläufig er zu rechnen versteht! — hat was
 lernt, der Friedel! — Auf hohen Bergen können die
 schzahlen nicht niedrig sein, das ist ganz in der Ord-
 ung. Aber Manchem verschlägt seine hochherzige
 offer völlig die Rede, nur daß er noch murmelt:
 Bigott, wir sind auf dem heiligen Kirchfahrtsweg;
 ist Zeit zum Schlafengehen!"

Der Herr Kaplan ist schon früher verschwunden;
 auch seine Füße waren etwas wund, er mußte sie mit
 nichtt belegen. Die Metzmersochter, die gelbhaarige
 anne, war so gut und hat ihm, eine neue Magdalena,
 e Füße gesalbt.

Wohl auch der Fah-
 nträger verläßt seine
 tange, tortelt auf den
 eboden hinaus.

Ehself sie noch voll-
 ds die Augen schließen
 if dem Heuboden, fällt
 dem Vorbeter ein:
 Du kreuzverwickelt,
 id wir aber fromme
 rchfahrer! Jetzt haben
 ir heut' Abends auch
 is Aebeten vergessen!
 aka, jetzt heben wir
 er gleich an!"

Und auf dem finsternen
 eboden beginnt es zu
 mmen: „Der Engel
 es Herrn bracht'
 Maria die Bot-
 haft, daß sie en-
 fangen" u. s. w.

Noch eine Weile raucht
 is Heu und das Stroh;
 der Wirth hat sein
 btag noch kein Stroh
 dreichen gebraucht, auf
 elchem Wallfahrer ge-
 lasen — und endlich
 id es still unter dem
 ache, nur draußen
 aust der Wind in den
 elsen.

Ich wollt', mir wären
 e lieblichen Träume
 r frommen Diener Gottes gegeben, daß ich sie zu weite-
 m Nutz und Frommen könnte in den Kalender thun,
 Je nu, 's muß gut sein. Des andern Morgens
 ch ehe der Tag anbricht, kriechen unsere Kirchschlager
 is ihren trautsamen Nestern hervor. Wieder ausge-
 ht und ernüchert kommt neuerdings der Geist der
 ömmigkeit über sie. Hastig kleiden sie sich an;
 ag vielleicht Manche ihr Köpplein, ihr Schürzlein
 der Geschwindigkeit nicht finden oder unversehens
 das Schülein einer Nachbarin schlüpfen — doch,
 guter Ordnung verlassen sie die Herberge.

Es geht über Stad und Stein, durch Finsterniß
 id Nebel, sie halten sich aber vorsichtig an einander
 id gemächlich folgen sie dem Fahnenträger. Der hat
 gar die Fahne aus der Blechbüchse genommen und

sie auf die Stange gehangen. Hat es wohl gethan,
 damit die Leute in der Dunkelheit den Weiser besser
 gewahren, oder vielleicht hat er die Fahne schon ent-
 faltet, weil heut' der Einzug in Zell sein wird?

Ihr Lob- und Bußgesang schallt in den Berghängen,
 an welchen schon der Schimmer des Morgenrothes
 liegt.

Die Kreuzschar trottet davon; im Wirthshause
 auf der Höb' aber geht der Friedel herum, sammelt
 die Knochen der gestern zu Gottes Ehre verzehrten
 Lämmer für neue Suppen, lodert im Stallboden das
 Heu und das Stroh für neue Schläfer und hat den
 ganzen Tag für sich etwas zu lachen.

Und die Wallfahrer? Die sind am selbigen Abend
 glücklich nach Zell gekommen. Mit der rothen Fahne
 und mit Musik sind sie eingezogen in die große welt-
 berühmte Kirche; und hoch auf dem Thurm ist ge-
 läutet worden mit allen Glocken. Kommt auf 38 Gulden
 zu stehen, der Einzug; doch die Kirchschlager
 lassen sich's kosten, damit
 es bei den Zeller Bür-
 gern heißt: Ja, die Kirch-
 schlager, die können
 sich's kosten lassen!

Vor allem nun — und
 das ist auch das Nö-
 thigste! — suchen die
 Kirchschlager Leute die
 Beichtstühle auf. Alles
 schon besetzt und sieht
 man wieder einmal, wie
 sündig diese Welt ist.
 Nun, da sie warten
 müssen, werfen sie sich
 auf die Kniee und ent-
 schen knieend dreimal um
 den Gnadenaltar, der
 mitten in der Kirche
 steht. Die Mechtildis
 wohl auch. — Reiche
 Leute freilich, die können
 sich neue Schürzen und
 Unterröcke kaufen; unsere
 arme Magd aber rütscht
 aus Ersparungsrücksic-
 ten auf den bloßen
 Knieen. Die großen brei-
 ten Steine thun ihr gar
 nicht weh, wo aber so ein
 kleines, scharfes Sand-
 körnlein liegt, und sie
 kommt darauf, da möcht'



„Ich dent', Mechtild, wir gehen erst morgen früh zur Beichte.“

sie schier zusammensinken vor Noth. Doch, starkmüthig
 überwindet sie den Schmerz, nur die „Zellermütter“
 sieht ihr Weh, ihr sei es geopfert. — 's wär' gut,
 wenn's ein wenig schneller ginge, denn ihr auf den
 Fersen nach, rütscht der Michel. Schier wollen der
 armen Magd beunruhigende Gedanken kommen, ob Er-
 sparungsrückrichten hier doch wohl am Platz! Doch,
 ergeben, wie sie ist, überläßt sie Alles der Gebenedeiten.

Nach diesem Vusrütschen flüstert der Burische zur
 Magd: „Ich dent', Mechtild, wir gehen erst morgen
 früh zur Beichte.“

„Ich dent' auch, Michel.“

Und nach solcher Eingangsandacht versammeln sie
 sich in ein Wirthshaus. Wir aber hätten schier noch
 Lust ein wenig in der Kirche zu bleiben, in welche

durch die hohen Fenster das Abendroth strahlt, und in welcher vor dem Gnadenaltare ewig die stillen Kerzenflammen brennen. Ein altes Weiblein kauert einsam davor und betet. Es betet von Herzen; es ist nicht gekommen, um sich zu ergötzen; es ist gekommen, um Trost zu suchen in seiner harten Lage, da es von allen Menschen völlig verlassen ist. Und das Mütterlein, das Alles hat begraben, woran jemals ihr Herz gehangen, das keine Hoffnung mehr hat auf dieser Erde als die, auf ein baldig Ende und auf das Wiederfinden der Ihren dort im Himmelsaal — es wird getröstet und gestärkt vor diesen Bildnisse; denn nimmer gebrochen ist die Wundermacht — lebt nur der Glaube.

Darum wollen wir still und ohne Lächeln an der Beterin und der Angebeteten vorübergehen und dankbar preisen den Allvater, der Jedem — auch dem Kernsten im Geiste — von seiner allgestaltigen Gnade spendet. —

Geniesien ja doch auch unsere wackeren Kirchschlager im Wirthshause von solcher Gnade, denn sie halten mit dem alten Wallfahrtsliede, das also lautet:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Was gut ist, das lieb' ich;
Mein einziger Trost
Ist der Wein und der Most!“

Und — was gut ist, das lieb' ich! wach' ein edler, herrlicher Grundsat! Einen tiefreligiösen Kern muß er haben, der Michel, daß er solchen Prinzipie nachkommt. In diesem Sinne gut nennt er nicht etwa den Rindsbraten, so er behaglich verzehrt, nicht etwa das Pfeifchen Tabak, das ihm darauf gut schmeckt; hingegen lebt er schon seit Langem der Ueberzeugung, daß die Wechtildis ein „guter Lapp“ ist und dieses Gute liebt er.

Der Kaplan ist freundlich eingeladen, im Pfarrhose zu übernachten; aber er sieht es wohl, er kann, darf seine Schäflein nicht verlassen in den unbekanntenen Räumen des Wirthshauses, um so weniger, da die Meisten erst morgen zur Beichte gehen.

Wir wollen alles getroßt dem Schutze des Himmels anheimstellen, und freuen uns nur, daß unsere zwei Bekannten des anderen Morgens ehestens Gelegenheit haben, an den Beichtstuhl zu kommen. — Der Michel kniet lange davor, und als er endlich fertig ist, schleicht er ganz duckmäusig gegen die Altarnische hin, in welcher unter Glas und Rahmen ein „heiliger Leib“ ruht. Vor diesem heiligen Leibe soll er einem Auftrage des Beichtigers gemäß, seine Busandacht verrichten. Vor einem heiligen Leibe, der bloß aus Wachs ist, thut es doppelt weh, zu knien. Bald, zum Glücke oder zum Unglücke, schleicht auch die Wechtild heran; nicht gar weit von dem Burschen kniet sie hin, blickt ihn aber nicht an, sondern thut ihr Fußgebet. Dann erheben sich Beide, weichen sich aus und kommen immer wieder zusammen, und endlich draußen in der Kapelle, in welcher der Brunnen fließt, der Brunnen des Lebens, der gut ist gegen schlechte Augen, gegen Lahmheit, gegen andere Gebrechen und sonderlich gegen den Durst — dort ist es, wo sich die beiden jungen Leuten

wieder begegnen, und wo der Michel das Wort flüsternd „Wechtild!“

Das erstemal weist sie ihm keine Antwort, sondern lugt gegen ihre Fußspitze hinab.

„Wechtild!“ sagt der Michel noch einmal.

„Was willst denn?“ hauchte sie.

„Du bist ja ganz dasig; was hat er denn zu Dir gesagt?“

„Wer?“

„Na, der geistlich' Herr.“

„Was wird er denn auch gesagt haben?“ entgegnete sie fast unwirlich.

„Wird schon was gesagt haben“, versetzte er.

„Was hat er denn zu Dir gesagt?“ erpreißt jetzt sie die Frage.

„Zu mir?“ murmelt der Bursche, „was wird er denn gesagt haben!“

„Wird schon was gesagt haben“, hierauf erwidert sie „Grad' still ist er nicht gewesen“, gibt er bei —

Und das ist am heiligen Brunnen der Diskurs.

Hierauf nimmt der Bursche den blechernen Schöpflöffel, der beim steinernen Becken an einem Ketten hängt (weil es Wallfahrer gibt, die nicht allein das heilige Wasser, sondern auch den Schöpflöffel gerne bei sich haben möchten), diesen Löffel

nimmt der Michel in die Hand und schöpft und trinkt, daß alle Uebel von seinem Leibe soll gebannt sein. Dann reicht er dem Mädchen das volle Pfandgen.

„Willst auch?“

„Kann mir schon selber schöpfen“, ist die Antwort. Sie schöpft und trinkt aber nicht.

„Bist barb auf mich?“ fragt der Bursche.

„Weißt, was mir der Beichtvater gesagt hat?“ fragt sie entgegen.

„Ja, was wird er Dir denn gesagt haben?“ fragt der Michel wieder zurück.

„Er hat gesagt“, flüstert sie und plätschert mit dem Schöpflöffel, „der geistliche Herr hat gesagt, ich und Du — wir sollten uns meiden.“

„Das hat er zu mir auch gesagt“, versetzt der Bursche.

„Selt ja!“

„Was hätt' er denn sonst sagen sollen?“ meint der Michel, „das ist ja schon in der Brauch. Weißt, Wechtild, der Kirchschlager Pfarver, der hat vor vierzehn Tagen so scharf gegen das Kartenspiel gepredigt; am selbigen Tag sitzt er beim Schwanenwirth und tartelt mit dem Kaufmann und mit dem Schulmeister bis zwölf in der Nacht. Das ja recht, wenn's ihn freut; aber predigen muß er, und predigt er gegen die Karten nicht, so predigt er gegen das Trinken oder gegen was Anderes, und überall kann er sich selber treffen. — Ja, Mädel, das muß der Mensch nicht so frumm nehmen.“

„Aber die Höll, Michel, die Höll!“

„Die fürcht' ich nicht“, sagt der Bursche tropzig — sagt es vor dem heiligen Brunnen in Zell.

„Bist denn Du ein Heid' geworden!“ ruft die Wechtild, „was gehst denn zur Beicht?“

„Weil's der Brauch ist.“



„Aber die Höll, Michel, die Höll!“

„Ich aber sag' Dir, Michel, ich mag Dich nicht!“
geht das Mädchen auf, „wenn zwei ledige Leut' so
sternandergeben, so ist das eine Schlichtigkeit. Ein
stig Leben ist's und ein böses Beispiel!“

Das, Mechtild, versteht der Bursche langsam, „das
ich Dir gelten. Aber schlecht will ich nicht sein,
selb kannst mir glauben. — Und wenn ich's über-
's ist wahr, uniere Bekanntschaft schickt sich nicht;
ssen es anders machen.“

Da wird das Mäd'el blaß vor Schreck.
Ein End' haben muß die Lieb'schaft!“ sagt der
ichel, „aber Dich laß' ich nicht!“

Was willst denn?“ fragt sie ängstlich.
Heirathen will ich Dich und gleich auf der Stell!

Sie sagt nicht nein, und das kann ihm ge-
sein.
Und darauf, wenn ich schon Alles so haarklein er-

zählen will, trinken sie Wasser — trinken vom Brun-
nen des Lebens.

Und nach all' den verrichteten Andachten kehren die
Kirchslager wieder zurück in ihr Heim, und am
Sonntag darauf verkündet der Pfarrer, der vor Wochen
die Wallfahrt verkündet hat, folgende Nachricht:

„Es wollen sich verhebelichen: Der Bräutigam Michel
Partensteiner, katholisch, großjährig, bisher im Dienste
beim Kranzbauer. — Die Braut: Mechtildis Klinger,
katholisch, minderjährig, derzeit im Dienste auf der
unteren Feuth. Diese Brautleute werden zur Aufdeckung
eines allfälligen Ehehindernisses verkündet heut das
erstmal.“

Ein Ehehinderniß ist nicht aufgedeckt worden; in
Gegeitheile hat der Vormund des Mädchens diesem
eine kleine Erbschaft zugewiesen. Frisch geheirathet
wird demnächst, und jetzt sag' mir noch Eimer, daß
das Wallfahren zu nichts nütze ist!

Aus der guten alten Zeit.

Gespräch zwischen Herrn und Frau Helmaier.

Mein Schatz, die
nie wackeln mir
ein und achtzig
er der Thür!



Sie: Und mir, Schatz,
zittert das Gebein,
Die „siebzig“ laß ich
nächstens ein.

Ja, ja, mein Schatz,
Schluchzen wir,
war so damals die
lanier.
: Doch heut zu Tag,
ß Gott erbarm!



Da wird kein Herz mehr
weich und warm.
Er: Die Alten selber sind
„modern“
Sie: Und haben Christum
nicht mehr gern!

Er: Und gar die heut ge junge Welt,
Sie: Ist wie ein Beutel ohne Geld.

Wenn kaum das
blein steht und geht,
kaum Mama und
pa kräft,



So tritt es schon als
Mitglied ein
Im Turn- und im Gesang-
verein.

Und ist's dem Mäd-
kaum recht klar,
Mama und was Eva
r,



So tanzt es schon in der
„Wist“
Den Polka und den
Contre mit.

Er: Ich denk' zurück um sechzig Jahr,
Wie anders da der Jüngling war:



Im schwarzen Frack zum
Abendmahl.
Doch heut zu Tag, Gott
steh' uns bei,
Da gibts ein ander
Centimeter:
Er randalirt in Haus
und Straß,
Und steckt in's Aug' ein
Stricklein Glas,

man glaube, er
direct
London, wo man's
wein steck,
aus dem Kelch,
Haus des Herrn,



Trinkt er im Löwen.
Kreuz und Stern,
Start aus dem G'sangbuch
freumm und bieder,
Singt er dem S'chffel
seine Lieder,

Und Gott vergeß's dem
jungen Narren,
Statt einer Pfeif' raucht
er Cigaretten!
Doch, was noch mehr,
der junge Thor,



Kaum ist er trocken
hinter'm Ohr,
So tritt er schon, der
Kenntniß,
Als Redner auf und
redet — Mist!

Sie: Ich fall' in Ohnmacht, Schatz, halt ein,
Sonn' kommt mein letztes Stündlein!
Sicht's mit der Jungfrau besser aus,
Sowohl im Haus, als außerm Haus?
Sonn' stand sie auf un's
Morgenroth,
Und sang zu ihrem Zebaoth
Jetzt liegt sie noch im Bett
um neun;
Dann übt sie ihre Acten ein.



Sie nähte sonst am Vormittag
Und sah auch in der Küche nach;



Jetzt sitzt sie aber am
„dioté“,
Beim Lehrer für's Fran-
zösische.
Der Mann, dem die ein
G'sen macht,



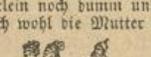
Sat wohl zum letztenmal
g'lacht,
Weil ohne Zweifel ihr
Geicht
Ihm wie ein Stein im
Wagen liegt. —

— Ein simples Kleid, gleich gegen baar,
Des Mädchens Herbe ehemals war,
Doch heute wird auf
Berg Holzirt
In Sammt und Seide,
reich garnirt!
Sonn' war sie züchtig,
wurde reich,



Wenn ihr ein Mann ein
Straußchen bot,
Jetzt nimmt, als wär sie
schon am Ziel,
Sie alles gleich mit
Stumpf und Stiel.

„Halt' grad' den Kopf,
franzo'ich parlier,
“ Dort kommt ein feiner
E'stlyter:



„Ma chère mama —
quel heure est-il?“
Il a battu — deux heure.
ma fille!“

Er: Et cetera, so geht's jetzt zu,
Drum schenk' uns, Herr, die ew'ge Ruh,
Und senk' man uns in's Grab hinein,
So schreibe man auf unsern Stein:
„Hier ruht ein altes Ehepaar,
„Das nicht mehr nach der Mode war.“



Er: Et cetera, so geht's jetzt zu,
Drum schenk' uns, Herr, die ew'ge Ruh,
Und senk' man uns in's Grab hinein,
So schreibe man auf unsern Stein:
„Hier ruht ein altes Ehepaar,
„Das nicht mehr nach der Mode war.“

Der Amselbann.



So ein alter Wälderbauer ist ein zäher wulstiger Knorzen, und sieht oft eher einer verkümmerten Legföhre ähnlich, als einer schlanken, himmelanstrebenden Weisstanne, von welcher letzterer doch der Professor Zwickerle in Oberlindenburg stets behauptet, von ihr habe der Schwarzwald seinen Namen. Kündig und schlitzohrig sind die ruwveligen Bursche wie ein Bergfuchs und dabei schaffig und muerig, bis sie den Köffel wegwerfen um zwischen vier heimischen Tannendielen eingeschachtelt an einer Berglehne vergraben zu werden. Ein wahres Musterexemplar war der Amselbauer im Schwarzedobel, der erst vor Kurzem dorthin abgegangen, von wo noch Keiner eine Botschaft geschickt. Wie alt er war, wußte Niemand genau vom Thalgang, nicht einmal der Herr Pfarrer, denn zur Zeit seiner Geburt sind die Geburtsbücher im Schwarzedobel nur umsichtigig alle paar Jahr einmal eingetragen worden. Die meisten meinten, er dürfte so mit dem Jahrhundert gehen, weil er sich noch genau erinnerte, wie der Franzos anno 12 beim Ruß in die Tinte gerieth und anno 13 ganz verlost über den Rhein zog.

Der Amselbauer hätt' nicht nöthig g'habt, sich in seinem Alter noch scharf in die Stränge zu legen, seine Bäuerin, das Theresele, war längst im Himmel droben, seine Kinder versorgt (er hatte nur Töchter) und sein Hofgut eines der schönsten weit und breit, dabei schuldenfrei; jedes Jahr kaufte er noch 1 oder 2 Stück dazu, wenn ein benachbartes Hofgut vermehzget wurde und trotz alledem war der Alte noch bei der Hecke und auf dem Schnitt wie nur Einer.

Vor ein paar Jahren sah, so um die Dehndzeit, der Amselbauer unter der alten Eiche, die vor seinem Hofe steht, und schaute vergnüglich zu, wie Wagen an Wagen des prächtigsten Bergheus brodtrocken auf den Speicher gefahren wurde, denn an einem rechten Wälderhaus fährt man auf breiter Erdrampe vom Berg aus vierstännig auf den Speicher. Es ist eben ein häßliges Klima, wie der Posthalter von Altenhausen sagt. — Da sah der alte Knabe hendärmelig, rauchte

seinen Ulmerkloben, blies die Ringeln in die kühle Abendluft und es war ihm sicherlich bodenwohl beim Anblick seines Eigenthums. — Das ist gerade der richtige Moment, wo der Teufel an den Menschen geht, wenn er ihn ärgern will. So kam's denn auch hier. Ueber die Matten herüber stetzte, lange Schatten werfend, der hochbeinige Oberknecht Urbele, wüchte sich den Schweiß vom breiten Alemannenschädel und trat den Alten leise an, indem sich ein schadenfroh-pfiffiges Lächeln über sein edliges, lobbraunes Wälder Gesicht zog.

„Meister — Meister! Die Zbedobler hernd widerder Herdäpfel g'holt vum Hirzberg, no asse grün und unreif.“ Da fuhr es strack's über das Antlitz des alten Mannes, er riß die Pfeife aus dem Munde, stampfte mit den Füßen den Boden. „Krutzenodi, wann nur der Tüfel die Leder bett, die losige. — Das muß en End ha, so wahr ich bigott der Amselbuur bin! O die Strolche, die meineidige, die!“

Die Urache, warum der Alte so wüthend auf seiner Seelenruhe aufgeschreckt empor fuhr, war aber auch keine geringfügige. Nicht die paar lumpigen „Herdäpfel“ waren es, die ihn so in Zorn brachten, es war ein fortgesetzter Angriff auf sein Hof- und Bauernrecht, der ihm das Brod und den Erndt vergiftete. An den Schwarzedobel, in welchem der Amselhof liegt, grenzt der Hirzberg oder vielmehr bildet er die eine Dobelwand. Vor wenigen Jahren nun ward dort, mit bezirksrätthlicher Genehmigung, ein Hof verschnitten, und der Amselbauer hatte die schönsten und ihm zunächstliegenden Theile, Matten und Aeder, in warmer sonniger Lage des Hirzberges, an sich gebracht und mit seinem Hofe vereint. Der verschchnittene Hof aber hatte zum Zbedobel gehört, einem Zinken, der aus einigen kleineren Bauerhöfen und vielen Tagelöhnergütchen bestand, deren Besitzer sich größtentheils vom Holzbau und Kohlenbrennen in den herrschaftlichen Waldungen ernährten, da das magere Weideland in dem kalten Zbedobel nicht viel ertrug.

Die Zbedobler hatten es nun für einen Eingriff in ihr Gemeindeeigenthum gehalten, daß der Amselbauer den besten Theil desselben, am Hirzberg, erworben hatte und da alle Beschwerden gegen die Hofzerstückelung beim Oberamte nicht versingen, hatten sie sich auf den kleinen Krieg mit Raub verlegt, der ihnen einen doppelten Zweck erfüllte, einmal, indem er ihnen allerhand ärgers Zeug brachte, dessen sie sehr bedürftig waren, und dann aber — und das war vielleicht die Hauptsache — weil diese Kampfweise ihrem reichen Nachbar, der vor seinem Neuwerb nur Kränkung und Verdruß, Schandenrei und Plackerei hatte, bei Gemeinde und Amt, die Gelbsucht an den Hals zu ärgern versprach.

Darum das „Krutzenodi“ des Alten. „Die Wirthschaft muß en End neh, suß pueßs mit noch. De Dokter sait so, i sott d'Lebere sege oder s'pang schief“ wiederholte der Bauer, klopfte im Zorn sein Pfeife aus und ging in's Haus; der neugeweldete Krottselkraut hatte ihm die Freude am Anblick seines schone Eigenthums vergällt. Als er nun nach dem Jung in seinem großen Pulbenbette unter dem schweren blaue geströnten „Herzdrücker“ lag, simulirte er her und hin, wie er sich schütken und rächen könnte, und noch um Mitternacht sah der Vollmond durch das kleine Schieb fenster herein auf sein altes, runzliges, verbittertes Antlitz, bis er endlich erleichtert, mit einem Krutzenodi, so iiches, — das möcht batte,“ einschlieff.

Am nächsten Morgen, zu einer Zeit, wo in der Stadt
 hst die Milchweiber und Bäckerbuben noch schlafen,
 tritt unser alter Wälder schon die steile Halde des
 Irzbergs hinan. Die langen Schöße seines schwarzen
 Raucherroß's schlugen um die dünnen Beine und
 er fühle Morgenwind spielte mit dem greifen Haar
 ter dem schwarzen Strohhut. Wie ein junger Burfche,
 r zum Heimgarten eilt, stieg der 70er durch den leichten
 lorgenebel über den behauten Mattensteg mit elasti-
 gem Schritte dem Waldsaume zu. Heute war seine
 te Laune wiedergekehrt, er nahm hie und da aus
 mer großen, hornenen Dose eine Prise Markgraf
 silbels und schnipste mit dem Daumen auf den Deckel.
 am lachte er püffig-vergüügt vor sich hin, ja einmal
 te er sogar halblaut: „Es thuet's, Vigott, es thuet's.“
 Bald hatte er den Wald erreicht und besand sich nun
 f dem eigentlichen Territorium seiner Feinde, denn
 er hochstämmige Weistannenwald gehörte zum Iben-
 bel und am Thalhange hin lagen die zerstreuten Ge-
 site des Finkens. Aber nicht in den Dobel hinab
 nte der Alte seine Schritte; er bog, auf der Höhe
 igelangt, in einen Fußpfad, der unter den gewaltigen
 it Barkflechten behangenen Stämmen hinzog. Der
 ung zwitscherte in den hohen Wipfeln bei seiner Brüt-
 itte, der Ziehmer flog von Rechholderstraruch zu Red-
 lderstranch zupend über den Weg, die Du lle rauchte
 i moosigen Dobel, es war ein herrlicher, frischer Wälder-
 voren — er achtete nicht darauf und zog seine Straße.
 Nahe, bittere Nahe an den Iwendobler Loken, war
 e Pöfung, welche ihn vorwärts und höhmisches Grinsen
 f sein altes Gesicht trieb. —
 Endlich war das Ziel erreicht. Zwischen Rechholder
 id Haidekraut, umgeben von einem verwilderten Gär-
 ten, stand ein altes, verwettertes und demoostes kleines
 erghaus. Die Thüre desselben war halb-schlächting zu
 finen und, so frühe es auch noch am Tage war, die
 vere Hälfte stand bereits offen und unter dem tief-
 rabhängenden alten, oft gestickten Strohdach hervor
 g der blaue Rauch in die frische Morgenluft. Der
 Anselbauer blieb stehen, lehnte sich auf seinen Schwarz-
 en und püffte wie der Vogel, von dem sein Hof den
 namen trug; alsbald wurde von innen Antwort ge-
 geben und, wie in einem Rahmen erschien an der oberen
 lste der Thüre der Kopf eines Mannes, der so ver-
 ittert und verrumpelt aussah, daß er füglich den
 ater des alten Anselbauers hätte vorstellen können.
 „Se — sell ich? Wo kommt denn ihr so früh hin,
 melbauer — ihr weret do, mi Seel“, mit an auf's
 edäpfelmause usgoh,“ war die malitiose Anfrage
 n der Thürschwelle. Der Anselbauer bekam gleich
 en rothen Kopf und erwiderte unwirlich:
 „Kont die Posse, Vogelsepp, wenn mer guete Frauend
 be solle. I ha üch en andre Bricht, der üch, wenn
 ebbe möget, e paar Baze in euer Spazeneischt schaffe
 mt.“
 „Wenn sell ich, als ri dermit! Mine Kronethaler
 it ichu lang nimme g'hekt, un s' lengt, hin Strohl
 me zueime Duback, g' schwüige zueime ordliche Hamme-
 unipf. Als ri spaziert, Reister, in mi Spazeneischt.“
 „amit öffnete der Sepp den untern Theil der Thüre
 d der Alte trat ein. —
 Das war allerdings ein Spazennest, dem Vogel-
 p seines. Die ganze Baracke bestand nur aus zwei
 lassen, von denen das vordere Küche, das hintere
 schlaf-, Wohn- und Empfangszimmer war. Ueberall
 agen Käfige und aus allen Winkeln püffte und dudelte,
 chst und krächzte es um die Bette. Der Vogelsepp
 te lange beim Militär als Trommler gedient, war

weiß Gott wo herumgezogen, aber jetzt lebte er seit
 vielen, vielen Jahren in dem alten Bergghaus, das er
 von einer alten Base geerbt und war da selber alt
 geworden. Er trieb allerhand — Korbmacherei, Vogel-
 sang, stellte Dohnen für Krammetsvögel, handelte mit
 Klammerneiern und Hansfamen, stand dabei in dem
 Kufe eines unverbesserlichen Wilderers und Schlingen-
 legers, kurz, er trieb einen ausgedehnten Handel und
 brachte sich so durch, da er seine Baaren meist auf
 ungewischter Bank fand. Deswegen waren ihm nun
 doch, mit Ausnahme von ein paar Jägdlern, die
 Bauern nicht gram, denn er beluchste nur die „Herr-
 schaft“ und darin findet der Bauer kein Unrecht allüber-
 all, — im Gegentheil der gönnt er's.
 Als der Anselbauer püffte, bereitete der Vogelsepp,
 unterstützt durch ein kleines trottelhaftes Mädchen, das
 er als Verwandte irgendwo aufgelesen, gerade sein
 Frühstück, eine Kartoffelsuppe, und vielleicht ahnte der
 alte Anseler, als er beim Hereintreten schnuppernd die
 Nase aufzog, auf welchem Grund und Boden die dazu
 verwendeten Kartoffeln gewachsen. War dieses wirk-
 lich der Fall, so mußte er doch gute Miene zum bösen
 Spiele machen, denn leider sehen im Suppenhasen die
 Kartoffeln alle einander gleich. Der Vogelsepp nahm
 etwas von einem alten Holzstuble weg, was einem
 Paar Messingdrahtschlingen verteuft ähnlich sah und
 nöthigte seinen Gast zum Sitzen.
 „I ka nit lang blibe, meinte der Bauer, i möcht e
 paar Wort ub'schrieie mit üch rede, Vogelsepp“, dabei
 blickte er bezeichnend auf das kleine Mädchen. —
 „Küele, gang us un sted em Gockeler Heu uf“,
 lautete Sepp's Weisung. Das Kind verstand und
 ging hinaus.
 „Sepp, wennt ihr 5 Gulbe verdiene?“
 „S' wird ebbe nit si, raus mit! was, wennt'r — en
 Rehböck?“
 „Nei sell ichs nit. — Kömmt'r vor des Geld ebben
 en Buckel voll Schläg vertrage?“
 „Om — wenn si nit z'söllt sind, un wenn i min
 Buckel vorher e weng preparire derf. Bin Militär
 g'wöhnt mer allerlei vu der Sort, vorab als Tambour.“ —
 „Nu so loset“, sagte der Anselbauer, rückte nahe bei
 und flüsterete dem Vogelsepp angelegentlich in sein
 großes Ohr, auf welchem beim Schlafen der ganze
 Kopf Platz hatte. Dem Sepp schien die Sache zu
 behagen, denn ein über das andere mal nicht er be-
 stimmend. „Sell ich“ und ein fröhliches Grinsen fuhr
 über sein runzliges Gesicht. Als der Anselbauer
 schied, waren sie handelseinig und der Sepp erhielt
 einen blanken Gulden Aufgeld in seine schmierige, von
 Vogelkeim flebrige Lake.
 Laut pfeifend schritt der Anseler den Wald hinab
 in den Schwärzedobel und es schlug auf der alten Ku-
 kutsuhr im Anselhofe noch nicht 5 Uhr, da war er
 schon donnernd und wetternd zwischen den Knechten und
 Mägden beim Dehmden. —
 Der Hirzberg, dessen Löwentheil der Anselbauer er-
 worben, trug noch in seinen bodenarmen und kalten
 Falten die magern Allmendmatten der Iwendobler und
 Alles war mit Kind und Regel am nächsten Abende
 daran, sein bischen Armuth an rauhem und saurem
 Heu einzuthun, denn es drohte auf die Nacht ein Wetter.
 Mancher sah neidig auf die fetten Wässerwiesen des
 Anselhof's und mancher fromme Wunsch stieg gegen
 den Himmel, der, wenn erfüllt, dem alten Hofbauer
 nicht zum Segen gereicht haben dürfte.
 Die Sonne ging schon zur Rüste, am westlichen
 Himmel stiegen schwarze Wetterwolken auf und fern

am Rhein grollte der Donner, da trat, verstohlen, wie das äsende Reh, nur nicht so zierlich, der Vogelsepp aus dem Walde, auf der Schulter eine Haue und unter dem Arme einen großen Sack, sah sich vorsichtig ringsum, „ängte“, wie der Jäger sagt, und schritt dann rasch die Allmendwiesen entlang. Diesem und Jenem der Ibsendobler nickte er verständnisvoll zu, duckte sich unter die Schlehen und Rainweiden des Grenzgrabens, verschwand in demselben und tauchte plötzlich auf dem besten Kartoffelacker des Amsehbauer's auf, wo er sich alsbald daran machte, mit dem fremden Gute seinen Sack zu füllen. Die Ibsendobler, weit entfernt, diesem Frevel zu wehren, lachten dazu und ermunterten den Dieb mit allerlei Scherzreden, wie z. B. „Git's us?“ oder „Was zahl'sch der alt Amsehl für's groß Sester?“ und dergleichen. Viele hatten es schon gerade so gemacht und viele gedachten es noch so zu machen.

Da — plötzlich ertönte scharf und klar der Lockpfiff der Amsehl und am Waldrande stand im gelben Glaste der mit Gewitterwolken kämpfenden Abendsonne der Amsehbauer. Alle sahen die gespenstige Gestalt im langen Manchesterrod, das weiße Haar flatternd im Abendwind und drohend den Arm ausstreckend. Auch der Vogelsepp hatte ihn erkannt, im Nu den Kartoffelsack bedeckend über den Kopf geworfen und war gerade im Begriff, in den schützenden Grenzgräben hinabzuspringen, als schneidend die kreischende Stimme des Alten durch die Abendluft tönte:

- „Halt Dieb, — I kenn Di wohl!
- „Uf Di soll's Schrötteli hoche,“
- „Di Bluet im Herze stoche,
- „Di Arme si nit rege,
- „Di Fuß si nit binewege,
- „Cäschper, Melcher und Balzer mitenand,
- „Die habe Di, Du Gaudieb, festgebannt!“

Die Wirkung des Bannfluchs war schrecklich. Der Vogelsepp machte verzweifelte Versuche, sich dem Zauber zu entwenden, — er hopfte wie der Spatz an der Leimruthe, um sich loszureißen, er konnte nicht. Haue und Sack entfielen dem Gebannten — langsam schritt vom Walde her der Alte auf ihn zu — der Sepp wollte entfliehen, er konnte nicht, die Beine waren ihm festgewurzelt in den Boden. Da fing er an zu winseln und, als der Bauer näher kam, fürchterlich zu brüllen — es war entsetzlich zu hören und zu sehen. Den Ibsendoblern drehte sich das Herz im Leibe um, aber wer konnte da helfen? Endlich hatte der graufige Spud den armen Sepp erreicht und hageldicht fielen die Schläge des Schwarzdorn's auf seinen Rücken, man hörte ordentlich die Knochen knachen. Das Jammern des Ge-

peinigten ging in leises Wimmern und Stöhnen über, lange konnte er es nimmer aushalten. Da ließ der Wütherich ab und wandte sich gegen die verdatterten Zuschauer.

„Jetz kumm i an üch, Krutzenodi, üch mach i's grad aso, ihr Herdäpfeldieb, ihr meineidige“, und er strich den dünnen Arm aus und reckte die knöchernen Finger. „I will üch banne, ihr Lohel!“ Da — ging die Dandbrennete los, Senz und Sichel, Gabel und Grastand, Alles blieb liegen und Mann und Weib, Knab und Kegel rannten wie wahnsinnig dem schützenden Walde zu.



Die Wirkung des Bannfluchs war schrecklich.

Auch der Vogelsepp war zu seinem Spazierneß geschlichen und zu weilen kollerte es in ihm ganz eigenthümlich, bis er seine zweischlächtige Hausthüre hinter sich hatte. — Da brach es los, er warf sich auf den alten Holzstapel und lachte das die Balke des Berghauses wackeln und legte sich endlich nachdem er aus dem Buckel seines Kamms eine dicke Lage alten Kappendekel's genommen, kreuzförmig auf den Land sack. Am andern Morgen, in aller Frühe, nahm er einen Kaffig voll Obst und einen Sack mit Altmernereiern, übergab dem Liesel das Spatenwerk und machte sich auf ein paar Tage in's Unterland, nachdem er sich vorher unbeschrieben an dem Amsehlhof angelassen hatte. Wurde er später über den Vorfall gefragt, so seufzte er tief und sprach in finsternem Ernst: „Dess isch ebe der Bannfluch.“

Der Amsehbauer und der Vogelsepp sind in den letzten Jahren hinübergegangen und im Frühjahr pflanzte die Amsehl über ihren Gräbern an der Berglehne, aber zur Zeit ist es am Hirzberg nimmer richtig und manchmal der spät Abends aus dem Leuen im Schwarzdorn herausgestiegen, an der Thalwand, hat die Amsehl gehört und hat den Bann in den Weinen gespürt, voran wenn des Leuenwirths Glotterthaler in's Sufen kam. Sogar der Herr Pfarrer soll davon erzählten können. Drum glauben aber auch die Ibsendobler hart und fest an den Spud und die Macht Cäschper's, Melcher's und Balzer's, und an jeder Stallthüre prangen in frischer Farbe schützend die geheimnißvollen Zeichen.

R. M. B.



Der Wursthannes in der Klemme.

Vor Jahren, als Deutschland noch etlicher dreißig Staaten und Stättlein sich erfreute, — der Hintende hat es nie behalten können, wie viele eigentlich waren —, und jedes spielte das damals in den Fürsten und Fürstlein so beliebte Kinderpiel „Großmächterles“, und ohne Paß und ohne Zoll kam niemand über die grenzenlos vielen Grenzen, ausgenommen die Spitzbuben, — da waren gute Zeiten für die Spitzbuben, ein Sprung über die Grenze, und er war in Sicherheit. Nur durfte er den Sprung nicht groß nehmen, sonst lief er Gefahr, über so ein Hindernis hinauszuspringen.

Einem aber ist der Sprung übel bekommen, — es ist ein lustig Geschichtlein —, und das will der Hintende jetzt erzählen.

Zwischen Baden und Hessen hat die Landesgrenze im Dorf eine gar sonderbare Figur, und muß s. Zt. die Landesgrenzenmacher ein wunderlicher Kauz gewesen sein: ein weis, überwerch, den man auf dem Weg, bald hüst, bald lacht, — es wird Einem ganz unwohl. Auf einmal fährt die Grenze wie verrückt durch ein Dorf hindurch, so daß die eine Hälfte des Dorfes badisch ist, die andere hessisch, und mitten in ein Haus hindurch, wos am Backofenthürle steht, und wenn der Bauer od bakt, so muß er es in dem hessischen Backofen kochen, verpeien aber muß es im Badischen, denn seine Arbeit ist badisch. Das ist dem Spitzbuben sein Verberben, — der Hintende hat es nur gesehen, der Spitzbube war badisch; er hat gerne einen Hessen dargemacht, aber — der Hintende hat die Ehre.

Im benachbarten badischen Dorf hatte der Wursthannes ein Dukend Würste und ein Schinken gestohlen. Um seine Verfolger aufzuhalten, ließ der Hannes von Zeit zu Zeit eine Wurst fallen. „Haltet ihn! Haltet den Dieb!“ schrienen die Feldjäger, indem sie in das Haus stürmten. „Hannes, schlechter Kerl, wo bist Du?“ „Hier,“ schrie der Hannes im Backofen drin, „hier, im Hessischen bin ich.“ „Wahrhaftig, der Kerl steckt im Backofen! Jetzt haben wir ihn. Heraus mit Dir!“ „Nix heraus!“ rief es dumpf im Backofen drin, „ich bin im Hessischen und Ihr könnt Euch trollen!“ „'s ist so,“ sagte der Wachtmeister und stieß zornig das Gewehr auf den Boden. „Hol's der Henker, der Backofen ist hessisch und wir können ihm nichts anhaben.“ „Wie wär's, Herr Wachtmeister,“ sagte der andere Feldjäger, „wenn wir ihn thäten aushungern?“ „Richtig, wir belagern ihn,“ erwiderte der Vorge-

außerdem war jede Wurst auch ein Corpus delicati, und auch ein Landjäger hat ein fühlend Herz.

Schon hatte der Flüchtling die ersten Häuser des Dorfes erreicht, und war nicht mehr weit von der rettenden Grenze, da hatte er seine letzte Wurst verschossen, und die Verfolger waren ihm dicht auf den Fersen. Da drehte sich der Hannes entschlossen um und schleuderte sein letztes Geschöß, den Schinken, gegen die Landjäger. Der Schinken flog wie eine Bombe zwischen die verblüfften Vollstrecker des Gesetzes, und Hannes benützte die Verwirrung des Feindes und sprang in das Haus mit dem hessischen Backofen. Er kannte das Haus genau, hatte er es doch auch schon in Wurstangelegenheiten mit seinem Bestatze beehzt, und er wußte, die Hintertüre führte ihn über die Grenze, denn der Garten war auch schon hessisch. Aber o Jammer, die Hintertüre war geschlossen, der Bauer war im Kartoffelhäufeln und hatte die hessische Grenze abgesperrt.

Was thun? Zurück konnte er nicht, schon hörte man das „Haltet ihn! Haltet ihn!“ der Verfolger. Halte rettender Gedanke! der Backofen! der Backofen ist hessisch, im Backofen ist er sicher. Dem Gedanken folgte die That, und in einem Augenblick war der Hannes in dem Backofen verschwunden. Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, das mußte auch der Wursthannes erfahren. Nämlich der Bauer, der Besitzer des Backofens, war in seinem badischen Patriotismus schwer verletzt, daß er seinen Backofen in's Hessische hinein bauen mußte, und er gönnte den Hessen das möglichst Wenige davon. Darin war der Backofen auch so klein ausgefallen, daß der Hannes nur halb Platz darin fand, und seine bessere Hälfte, nämlich seine beiden Beine und derjenige Körpertheil, bei welchem der Rücken seinen anständigen Namen verliert, schauten noch zum Backofen heraus.



Um seine Verfolger aufzuhalten, ließ der Hannes von Zeit zu Zeit eine Wurst fallen.

„Haltet ihn! Haltet den Dieb!“ schrienen die Feldjäger, indem sie in das Haus stürmten. „Hannes, schlechter Kerl, wo bist Du?“

„Hier,“ schrie der Hannes im Backofen drin, „hier, im Hessischen bin ich.“

„Wahrhaftig, der Kerl steckt im Backofen! Jetzt haben wir ihn. Heraus mit Dir!“

„Nix heraus!“ rief es dumpf im Backofen drin, „ich bin im Hessischen und Ihr könnt Euch trollen!“

„'s ist so,“ sagte der Wachtmeister und stieß zornig das Gewehr auf den Boden. „Hol's der Henker, der Backofen ist hessisch und wir können ihm nichts anhaben.“

„Wie wär's, Herr Wachtmeister,“ sagte der andere Feldjäger, „wenn wir ihn thäten aushungern?“

„Richtig, wir belagern ihn,“ erwiderte der Vorge-

setze. „Haben wir ja Würst und Schinken, Lebensmittel auf acht Tage.“

„Ha, ha, ha,“ lachte der Hannes, „und ich hab' Lebensmittel auf 14 Tage; der Bauer hat die ganze letzte Backerei noch im Backofen liegen. Braucht's aber nicht, in einer Viertelstunde hab' ich auf der heffischen Seite durchgebrochen. Da habt Ihr einen Musterstein. Und zu der Ofenthür heraus fiel ein Backstein vor die Füße des Wachtmeisters.“

„Der Donner schlag' drein,“ fluchte dieser, „der Ofen ist haufällig und der Schuft bricht durch! Heraus mit Dir, Hannes, oder — —!“

„Ich bin heilig und unverletzlich!“ schrie der Hannes und strampelte lustig mit den Beinen. „Nur noch eine klein Geduld, Herr Wachtmeister, gleich ist das Loch groß genug!“ Und ein zweiter Stein fiel zum Ofenloch heraus.

„Sie, Herr Wachtmeister,“ sagte der Feldjäger und deutete auf die strampelnden Beine, „ist das da auch heilig und unverletzlich?“

„Wahrhaftig, Du hast Recht,“ rief der Wachtmeister, „der Keil steckt nur halb im Heffischen, seine andere, für uns ganz besonders wichtige Hälfte, ist noch in Badischen und unter badischer Gerichtsbarkeit. Lauf, Christian und hole in der Scheuer den Geiselflecken, er hängt neben dem Thor am Nagel.“

„Herr Wachtmeister,“ schallte es etwas weniger lustig aus dem Backofen heraus, „Herr Wachtmeister, machet keine Dummheiten. Es kann Euch Euern Dienst kosten. Ich stehe unter dem Schutze der heffischen Regierung.“

„Was, stehen,“ lachte der Wachtmeister, „auf dem Bauche liegst Du, und das ist für meine Absicht gerade die richtige Lage. Ach, da bist Du ja, Christian. Willst Du jetzt herauskommen, Hannes?“

„Nein,“ schrie dieser. „Ich protestire!“ Und der Hannes machte verzweifelte Anstrengungen, auch seine gefährdete badische Hälfte in's Heffische hinein zu bringen, aber vergebens; schon sauste die Peitsche durch die Luft, und der Hannes stieß einen Schrei aus. Er war sonst nicht sehr weheleidig in der Beziehung. Es waren damals noch die gemüthlichen Zeiten der Prügel, wo die jungen Bauernbursche, wenn sie sich am Sonntag privatim durchgeprügelt hatten, gleich am Freitag darauf als Gegenmittel eine Portion amtliche Prügel erhielten. Der Freitag war der Prügeltag für's ganze Land, und war auch in der Beziehung ein Tag der Kasteiung. Spitzbuben wurden übrigens auch sonst an Wochentagen geprügelt, wenn der Zubrang am Freitag zu groß war. Der Würsthanes hatte wohl schon ein dutzendmal im Amtshofe zu Mosbach seine

Fünfundzwanzig ausgehalten, und keine Miene verzogen. Aber freilich, der alte Amtsbott war keiner von den kräftigsten, und daß der Hannes an seinen Prügeltagen nicht seine dünnsten Hosen angezogen, sondern sich gehörig wattirt hat, wer wollte es ihm verargen? Auf jede fünfundzwanzig einen Schnapps gejezt und sich selber ein Stündlein auf einen kühlen Sandhaufen, und die Geschichte war verkauft.

Heute aber lautete es anders. Der Hannes zog in seinen Unternehmungen stets seine dünnsten Sommerhosen an, man konnte am besten darin laufen, und der Landjäger Christian war der stärkste Mann im ganzen Amtsbezirk. Nach seinem Gefühl schätzte der Hannes die Eine vom Christian so hoch als ein Duzend vom Amtsbott.



„Nein!“ schrie dieser. „Ich protestire!“ Und der Hannes machte verzweifelte Anstrengungen.

„Na, Hannes,“ sagte der Wachtmeister, „sei jetzt vernünftig und komme heraus.“ „Soll ich, oder soll ich nicht?“ dachte der Hannes. „Ich riskire noch Eine, vielleicht war die Erste nur ein Schreckschuß.“

„Nein,“ rief er laut, „ich lege Verwahrung ein, es ist gegen das Völkerrecht und ich werde...“

Weiter kam der Hannes nicht mit seiner Verwahrung, denn schon prüft der zweite Peitschenhieb durch die Luft und dem Schlage folgte ein förmliches Gebrüll, denn gegen diesen zweiten war der erste nur ein Verwahrungsgewesen.

„Halt, halt! Gnade, Gnade!“ schrie der Hannes und schob seine heffische Hälfte zum Backofen hinaus. Sein Gerechtigkeitsgefühl sagte ihm, daß es so schlagenden Gründen sich nicht widersetzen dürfe. „Du bist ich, Herr Wachtmeister, lieber fünfzig vom Amtsbott, als nur Eine vom Herrn Christian.“

„So, Alterle,“ lachte der Wachtmeister und sagte dem Hannes am Kragen: „jetzt

bist Du wieder ganz im Badischen und jetzt mach' mit Dir nach Mosbach.“

„O, lieber Herr Wachtmeister,“ jammerte der Hannes und rieb sich den mishandelten Körpertheil, „lassen Sie mich nur zehn Minuten auf einen kühlen Sandhaufen sitzen, dort vor der Thüre ist einer. Willen Sie haben Sie auch einen Schnapps?“

Der Hannes hat schon längst seine letzte Würst gestohlen und ist begraben; auch die Prügelstrafe ist längst abgeschafft, aber der merkwürdige Backofen steht noch und heute ist die badisch-heffische Grenze noch gerade so verrückt wie damals. Es wäre endlich einmal an der Zeit, daß die verrückte Grenze verrückt würde.



Dieses der besten Wirthshäuser an der Landstraße zwischen Frankfurt und Basel ist der „blaue Engel“ in X. . hausen. Der Hinkende will den Namen des glücklichen Städtchens nicht nennen, um die andern Wirthshäuser nicht eifersüchtig zu machen, denn er möchte es mit keinem verderben. In dem blauen Engel aber kehrt er jedesmal ein, so oft er durch X. . hausen stielzt, denn der blaue Engelwirth, Herr Martin, setzt Ehre darein, nur ungetauften Wein im Keller zu haben, und seine hausgemachten Leberwürste sind rühmlich bekannt, weit über die Gemarkung des Städtchens hinaus. Der blaue Engel ist nicht nur ein Wirthshaus für holländische Leute, wie der Hinkende einer ist, die in der Wirthsstube, auch Fuhrmannsstube genannt, ihrenoppen trinken und ihre Wurst essen, sondern auch Kornehme, die in Equipagen ansahen, mit Bergung an der gemeinen Wirthsstube vorübergehen in den „Speise-Salon“ eintreten, wo sie von dem schwarzen Frad bedient werden. Im Fuhrzimmer heißt der Jean — Johann und hat Frad an, sondern ist im Sommer hemdärmelig im Winter trägt er einen gestrickten Tschoben. Der zweite Stockwerke, zu deutsch Belletajsche, erfreute der „blaue Engel“ einer stattlichen Reihe Gastzimmer, und unter diesen war das stattlichste und am besten eingerichtete, das Zimmer Nr. 13, bestehend in einem kleinen Salon mit einem Schlaffabinete. Zahl 13 ist aber bekanntlich eine Unglücksnummer diese unlängbare Thatsache benahheitete sich auch dem blauen Engel in erschreckender Weise. Vor dem Jahre war Nr. 13 von einem Bankdirektor besetzt, der jeden Abend zwei Flaschen Champagner trank und den eines Morgens Heinrich der Hauswirth als er die Kleider zum Reinigen holen wollte, in einer sehr ungeschöulichen Lage fand. Das heißt der Herr eigentlich keine Lage, denn der Herr Bankdirektor lag nicht, er stand nicht und saß nicht, sondern er lag und zwar an der Thürangel und streckte die Füße heraus, als wollte er im Tode noch der Welt seine Verachtung zeigen, der undankbaren Welt, die

so sehr seine Talente verkam. Sein Nachlaß bestand in einer Uhrkette von Talnigold, an deren einem Ende sich ein Uhrschlüssel und an dem anderen Ende keine Uhr befand, ferner in einem großen sehr schweren Koffer und endlich in der unbezahlten Wirthsrechnung im Betrage von einigen Hundert Mark. Die Achtung, welche Herr Martin dem schweren Koffer des Herrn Bankdirektors bei seinem Einzug in den blauen Engel erwiesen hatte, erhielt einen gewaltigen Stoß, als sich bei näherer Nachforschung zeigte, daß der Koffer seine Gewichtigkeit vorzugsweise einer beträchtlichen Menge von Backsteinen verdankte, die sich mit einem Rest von Scham unter einer Schichte schwarzer Wäsche zu verstecken suchte. Ein halbes Jahr war vergangen seitdem der Herr Bankdirektor sich auf Kosten des Herrn Martin hatte begraben lassen, als eine zweite Unthat in dem Zimmer Nr. 13 sich ereignete. Der Kassier einer Aktiengesellschaft, der, in der löblichen Absicht die Aktien seiner Gesellschaft vor einer schwindelhaften „Hauffe“ zu bewahren, mit der Kasse durchgebrannt war, mußte, da die Spielbanken im deutschen Reiche aufgehoben waren, um sein Geld wieder auf anständige Weise los zu werden, nach Monato reisen, wo er denn auch glücklich in einigen Tagen an der Reichsspielbank seine ganze Baarhaft bis auf einen kleinen Rest verspielte. Anstatt aber von einer der menschenfreundlichen Einrichtungen, die der Beherrscher von Monato für solche Gelegenheiten getroffen hatte, Gebrauch zu machen, und sich entweder von dem romantischen Ufer von Monato in das Meer zu stürzen, oder, wenn er den Tod auf trockenem Wege dem nassen vorzog, sich in dem reizenden, besonders zu diesem Behufe angelegten Drangen-Wäldchen aufzuhängen, zog der unglückselige Kassier a. D. es vor, mit dem Rest seines Geldes nach Deutschland zurückzureisen und sich im blauen Engel, Zimmer Nr. 13 eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Das war das traurige Schicksal des Zimmers Nr. 13 im blauen Engel zu X. . hausen. Daß durch diese Ereignisse die Zahl 13 noch mehr in Verruf kam, ist natürlich, und in X. . hausen war von nun an eine Tischgesellschaft, ein Kaffeekränzchen, eine Landpartie zu Dreizehn ein Ding der Unmöglichkeit geworden; die Entdeckung, daß man zu Dreizehn sei, würde die Wirkung einer brennenden Lunte in ein Pulverfaß gehabt und die Gesellschaft in alle vier Winde auseinander gejagt haben. Freilich immer war es nicht zu vermeiden, dann und wann fügte es auch der leidige Zufall, und für solche Fälle und um ein Unglück zu verhüten, wurde mit Genehmigung des Herrn Oberamtmann der Herr Amtsaktuar Nepomuk Reich feierlich als Nr. 14 installiert, und hatte Herr Reich die Verpflichtung, stets bereit zu sein als Verzehnter einzuspringen, wenn es Noth that. Der Herr Oberamtmann natürlich war über den dreizehner Oberglauben erhaben, und wenn er seinen Untergebenen der Gesellschaft zur Verfügung stellte, so geschah es nur um die ängstlichen Gemüther zu beruhigen und, wie seinem Herzen alle Ehre machte, um dem Herrn Aktuar eine Wohlthat zu erweisen. Denn das Kommen des Herrn Nepomuk Reich stand im Verkehren Verhältnisse zu seinem Familien-Namen, bei Herrn Reich war nichts reich als sein Kundersagen, was übrigens nach statistischen Anweisungen bei den meisten verheiratheten Amtleuten der Fall zu sein scheint. Herr Nepomuk Reich segnete den Entschluß des durchgebrannten

sich nicht in Monaco an einem Pomeranzenbaum aufzuhängen, sondern sich in Nr. 13 des blauen Engels zu erschließen, denn von diesem Unglückstage an datirte sich sein Glück, und seine Dienste als Nr. 14 wurden so oft in Anspruch genommen, und seine Leistungen als Bierzechner waren so großartig, daß er nach der Brückenwaage im Zollhause bereits um 10 Kilo zugenommen hatte, so daß er seine Weste nur noch zutropfen konnte, nachdem er ihr den Rücken aufgeschnitten hatte, eine Operation, die er leider an seinem Ueberrode und an seinem Fracke nicht vornehmen konnte.

Selbstverständlich hatte der Besitzer des blauen Engels viel weniger Ursache mit den Ereignissen in Nr. 13, welche den ohnedies schlechten Ruf dieser Zahl noch schlechter machten, so zufrieden zu sein, wie Herr Nepomuk Reich, und in der Besorgniß, diese Nordstube, wie er seine Nr. 13 nannte, könne ihm noch mehr Unheil anrichten und am Ende den ganzen blauen Engel in Verruf bringen, nahm er den Schlüssel zu Nr. 13 vom Schlüsselbrette hinweg, verschloß ihn in seinem Schreibtische, und seit dem Tage, an welchem der mit der Kasse durchgebrannte Kassier in Nr. 13 auch mit seiner Seele durchgebrannt war, hatte kein Gast mehr das verhängnißvolle Zimmer bewohnt.

An einem Herbstabende saßen im Speise-Salon des blauen Engels oder in der „Herrenstube“, wie der Salon von den Honoratioren von K. . . hause genannt wurde, die gewöhnlichen Stammgäste, die sich allabendlich hier versammelten, um ihr Schöpfclein zu trinken, über Krieg und Frieden, Zollschuß und Freihandel, Pest und Viehseuche und andere Tagesfragen sich zu ereifern und, mit einem Wort, um zu kammern. Obenan saß der Herr Oberamtmann, rechts der Herr Assessor, links des Herrn Oberamtmanns Pudel und so fort dem Range nach, der Herr Oberförster, der Doktor, der Apotheker, der Herr Bürgermeister, Herr Cigarrenfabrikant Pfälzer u. s. w. und ganz unten die Praktikanten.

Alle anderen Tische waren von fremden Herrschaften besetzt, die zu Nacht speisten, denn der blaue Engel war heute ganz ungewöhnlich stark besucht von fremden Familien, die von ihren Ausflügen in die Schweiz und nach Italien in ihre Heimat zurückkehrten.

Herr Martin und Jean im schwarzen Fracke hatten alle Hände voll zu thun, um die vielen Gäste zu bedienen. „Das ganze Haus ausverkauft, Herr Oberamtmann“, schmunzelte Herr Martin im Vorübergehen.

„Auch Nr. 13?“

„O nein, wo denken Sie hin! Jean am runden Tische dort die Teller wechseln. Sie entschuldigen Herr Oberamtmann!“

„Herr Doktor“, fragte der Herr Oberamtmann, „welches Datum haben wir heute?“

„Den Dreizehnten, Herr Oberamtmann!“

„Richtig, den 13. September! Und fällt Ihnen dabei nichts ein, he?“ Und der Herr Oberamtmann machte mit der Hand eine bezeichnende Geberde nach dem Halse.

Sie haben Recht“, erwiderte der Doktor, „heute gerade ein Jahr, daß der Bankdirektor...“

...ist doch eine eigenthümliche Sache mit der Zahl...“

...ante der Apotheker mit bedenklicher Miene, „und...“

...sicher, daß die Zahl 13 Unglück bringt. Da...“

...Ihnen eine Geschichte erzählen von einem...“

...er Frau, der auch zu Dreizehn in einer Gesell...“

...und richtig kann ein Jahr nachher...“

...gestorben?“ fragte der Oberförster.

...Zimmer als das, hat sich der arme Teufel...“

„Erbennt?“

„Nein, verheirathet, und zwar hat sich seine Frau schon nach vier Wochen als ein wahrer Satan entpuppt. Wären sie damals nicht zu Dreizehn gewesen, so...“

„So würde Ihres Veters Frau wahrlich nicht kein Engel geworden sein.“ lachte der Herr Oberamtmann.

„Das wäre freilich eine bedenkliche Wirkung der Zahl 13, wenn, so wie hier, ledige Herren in der Gesellschaft sind. Und wahrhaftig,“ der Herr Oberamtmann warf einen prüfenden Blick über den Tisch, „wahrhaftig, ich glaube der Fall findet heute statt.“

„Nein, Nein,“ beruhigte lachend der Herr Assessor, „wir sind nur zu Zwölf.“

„Nein, Herr Assessor, wir sind zu Dreizehn“, rief ein nachweiser Rechtspraktikant vom unteren Ende des Tisches. „Sie haben des Herrn Oberamtmanns Pudel vergessen!“

Nämlich der Herr Oberamtmann hatte seinen Pudel, so ein gar gelehriges und treues Thier war, die kleine Schwachheit, daß er ihn nie von seiner Seite ließ. Zu Hause, in seiner Familie, am seinem Arbeitszimmer, im Wirthshause, überall war der Pudel sein Begleiter, ja er erhielt sogar seinen eigenen

Stuhl, und der Herr Oberamtmann behauptete, im Caro habe eine ganz besonders seine Nase auf Doppelbunden und Sozialdemokraten, er stelle sie, wie ein

gut dressirter Hühnerhund die Feldhühner, und er habe ihm schon manchen glücklichen Fang zu danken. Die letzte Bemerkung seines Praktikanten verlegte sein Gefühl; mit einem strafenden Blick nach dem unteren

Ende des Tisches stieß er den Pudel vom Stuhle herunter: „Marisch, Caro, hörst du nicht? Herr Praktikant Neumeier erweist dir die Ehre, dich als Collegen zu behandeln, gehe, bedanke dich bei ihm und läse ihm die Hand.“

Das kluge Thier befolgte pünktlich den Befehl, setzte sich vor Herrn Neumeier auf die Hantel, machte sein schönstes Männchen und leckte dem neuen Herrn Kollegen die Hand.

Herr Neumeier machte ein etwas verblüfftes Gesicht und der Herr Oberamtmann hatte die Lacher auf seiner Seite. Er war sonst ein gar gutmüthiger Mann, der Herr Oberamtmann, bei seinen Amtsgenossen und in der Gesellschaft allgemein beliebt, und die unschuldige Schwäche mit seinem Pudel nahm ihm Niemand übel. Die kleine Zurechtweisung des Herrn Neumeier fand halb allgemeinen Anklang, und dieser lachte selbst mit, und erkreuzte sich sogar eines freundlichen oberamtähnlichen Zunidens, als er den Caro an einen Stuhl neben sich setzte.

„Gerade heute vor einem Jahre, in dieser Stunde war es“, sagte der Herr Oberförster und zog die Lippen, „als draußen ein Pösthorn tönte, und gleich darauf der Herr Bankdirektor in die Stube trat.“

„Ich meine, ich sehe ihn noch vor mir, ein großer Mann, mit schwarzem Vollbart, in hohen Stiefeln, mit einer Art Jagdjuppe, über der er eine vielversprechende Geldtasche trug.“

„Ja, ja, die Geldtasche war es, die dem Herrn Martin gewaltig in die Nase stach,“ meinte lachend der Herr Assessor.

„Ha, Ha, Ha! Und der große Koffer mit Edelsteinen,“ setzte der Herr Oberförster hinzu.

„Er grüßte höflich,“ Sie erlauben meine Person,“ und setzte sich dort unten an den Tisch, wo jetzt der Caro sitzt.“

„Er ließ sich eine Flasche Bordeaux geben, er sei sehr erkältet, sagte er, und nachdem er zu Nacht gespeist hatte.“

„Korellen mit Kopfsalat und eine Poularde“, erzählte der Apotheker.

„Nr. 13?“ lachte der Fremde, „was soll's mit dieser Nummer?“

„Nun, Sie wissen doch, gnädiger Herr,“ stotterte Herr Martin, „Nr. 13 ist nicht nach Jedermanns Geschmack, — eine Unglückszahl, und...“

„Allerdings,“ erwiderte der Fremde in ernstem Tone, wenn ich abergläubig wäre, könnte auch ich die 13 eine Unglückszahl nennen. Eine Zigeunerin hatte meinen Großvater vor dieser Zahl als Unglückszahl gewarnt, und war bisher namentlich der 13. September für meine Familie verhängnisvoll. Mein Großvater fiel anno 13 am 13. September in einem Gefecht gegen die Franzosen, mein Vater verunglückte an einem 13. September auf der Jagd, und ich — nun ich bin begierig, was Nr. 13 am jetzigen 13. September mit mir anfangen wird.“

Die Gesellschaft am Herrentische hatte der Erzählung des Fremden aufmerksam gelauscht: „Haben Sie gehört?“ flüsterte der Bürgermeister dem Apotheker in die Ohren.

„Freilich, habe ich. Und heute, gerade heute ist der 13. September.“

„Ich fürchte, ich fürchte, wir werden noch heute etwas erleben!“

„Bist!“ warnte der Herr Oberamtmann.

„Aber Sie sehen, Herr Martin“ fuhr der Fremde lächelnd fort, „die schreckliche 13 hat mir den Appetit nicht genommen, ich biete ihr Trost, und darum mögen Sie mir immerhin Nr. 13 richten lassen.“

„Wenn Sie durchaus befehlen, gnädiger Herr. Aber Eines muß ich doch noch sagen, setzte Herr Martin hinzu, es soll in Nr. 13 nicht ganz geheuer sein; ein Fremder, — allerdings schon vor langer Zeit, ist in Nr. 13 ver... verstorben, und die... die Leute sagen...“

„Und,“ fiel der Fremde lachend ein, „die Leute sagen, der arme Teufel könne im Grabe keine Ruhe finden, und gehe in Nr. 13 um, mit Stöhnen und Rettengerassel! Ha, ha, ha, schleppt er vielleicht auch eines Ihrer Leintücher hinter sich nach?“

„Nun“, erwiderte Herr Martin und lächelte nun ebenfalls, „wenn Sie es so nehmen, gnädiger Herr, in einer halben Stunde soll das Zimmer gerichtet sein. Es ist das schönste in meinem Hotel.“

„Bravo, Herr Wirth, jetzt verstehen wir uns. Wer sich vor der bösen 13 nicht fürchtet, fürchtet sich auch vor Gespenstern nicht. Den Herren Gespenstern aber mögen Sie sagen, Herr Wirth, daß ich bezüglich der Geisterwelt keinen Spaß verstehe, und sollte mich eines im Schlafe stören wollen, so liegt mein Revolver auf dem Nachttische. Also in einer halben Stunde.“

Nach einer halben Stunde erhob sich der Fremde.

Herr Martin, ein Licht. Und bitte, noch ein Glas Bismich auf mein Zimmer. Ich bin immer noch etwas durchkältet. Ist mein Koffer oben? Ja? Ich habe noch mein Gepäck und meine Papiere zu ordnen.“

Der Fremde zündete sich eine Cigarre an, verbeugte sich leicht gegen den Herrentisch, „Gute Nacht, meine Herren,“ und folgte Herrn Martin, der mit 2 Stuarntkerzen voranleuchtete.

Die Gesellschaft am Herrentische athmete auf wie ein wahres Kreuzfeuer von Bemerkungen, Vermuthungen und Befürchtungen über den Fremden wurde erregt. Die erste und allerdings sehr zweckmäßige Maßregel nach Entfernung des Fremden war, die nummerte wieder auf Dreizehn herabgesunkene Zahl der Gesellschaft entweder auf 14 zu erhöhen oder auf 12 zu vermindern.

Da aber A... haufen sich nur des Besitzes eines einzigen amtlichen Biertrankers erfreute, so konnte er sich nicht um Abdrücksondern nur um ein Subtraktion handeln. Herr Nepomut Reich war sich zu sehr seiner Wichtigkeit bewußt, um nicht gleichzeitig mit der Entfernung des Fremden sein Glas zu leeren und den letzten Bissen Leberwurst unter zu wirgen und sich mit einem: „Wünsche allerseits eine wohlhabende Nacht!“ schlammig zu empfehlen.

„Gute Nacht, Herr Reich!“

„Guter Kerl, der Nepomut.“

„Und so gewissenhaft. Auch die andern setzten sich zur Ruhe begaben, die Stammgäste am Herrentische behaupteten allein noch den Platz, und konnten nun ungestört die Verhandlung über die räthselhaften Fremden eröffnen.“

„Und nun, meine Herren,“ begann der Herr Oberamtmann das Gespräch, „ist das nicht ein wenig...“

feht, „was sagen Sie dazu, würdiges Zusammentreffen?“

„Welche Unglück verheißende Aehnlichkeit!“ meinte der Herr Apotheker.

„Wer er nur sein mag?“

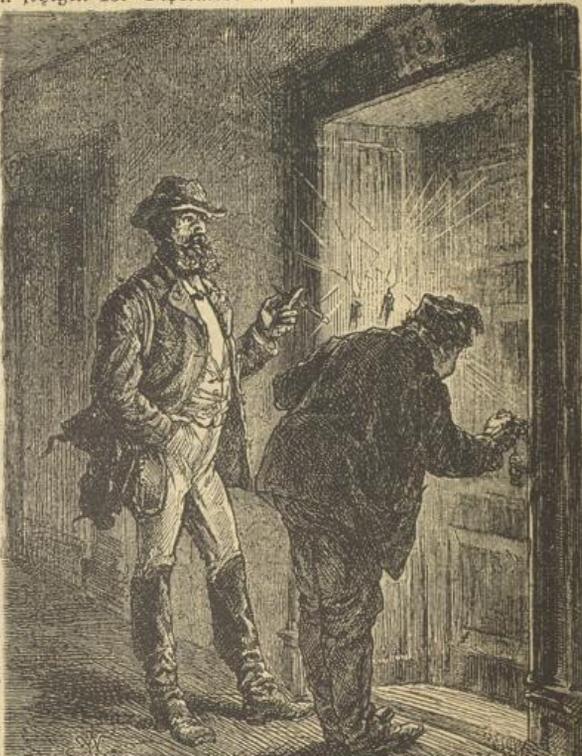
„Jedenfalls hat der Herr eine trockene Leber,“ lachte der Doktor, „zwei Flaschen Bordeaux und ein Glas Bismich.“

„Und dieser Appetit,“ sagte der Herr Bürgermeister, „gerade wie der Bankdirektor.“

„Seine hohen Stiefel waren ganz schmutzig, obwohl er in einem Landauer angefahren kam,“ bemerkte schmunzig der Cigarrenfabrikant.

„Er wird auf der Jagd gewesen sein.“

„Darüber kann ich Aufschluß geben,“ sagte Herr Martin, der, eine Serviette unter dem Arm, sich hinter dem Stuhle des Herrn Oberamtmannes aufgeschlupft



Der Fremde zündete sich eine Cigarre an, verbeugte sich leicht gegen den Herrentisch, „Gute Nacht, meine Herren,“ und folgte Herrn Martin, der mit zwei Stuarntkerzen voranleuchtete.

gatte. Der Postillon hat ausgefagt, der Herr sei von der Landstraße ab querfeldein gefahren, an dem Kreuzwege bei Bernstädt ausgestiegen, über die schmutzigen Felder hinweg die Bernstädt Höhe hinaufgelettert, dort habe er mit einem Perspektiv sich in der Gegend umgesehen, und sei dann im Walde verschwunden. Was er dort getrieben, wisse er nicht, aber geschlagene sechs Stunden, bis in die sinkende Nacht habe es gedauert, da sei der Herr ganz müde und erschöpft wieder zurückgekommen, habe sich in den Wagen geworfen und ihm befohlen hierher zu fahren. Mit einem wahren Jammergesicht hat der Postillon hinzugesetzt, der Herr habe den ganzen Nachmittag keinen Bissen gegessen, er, der Postillon habe keinen Bissen gegessen und seine Pferde keinen Bissen gefressen."

"Aha, daher sein guter Appetit."
 "Und daher seine schmutzigen Stiefel."
 "Den hat die Verzweiflung in den Wäldern herumgetrieben," sagte der Bürgermeister. "Mir ahnt nichts Gutes und heute ist der verhängnisvolle 13. Sept."

"Und er ist doch nicht zuhause gekommen," setzte Herr Martin hinzu. "Gerade hier über uns ist kein Zimmer; hören Sie, wie er mit seinen Schritten auf- und abgeht?"
 In diesem Augenblicke drühte von oben herunter ein harter Schlag, als die Decke über dem Herd stürzte. Die Gesellschaft fuhr in den Stühlen auf. "Das war ein Schuß!"



Der Hausknecht: Heinrich stürzte in großer Aufregung und Leidenblatz ins Zimmer.

"Herr Martin, schnell hinauf in Nr. 13, das Unglück ist da!"
 "Ich hab's ja gewußt, ich hab's geahnt," jammerte Herr Martin. "Jean schnell hinauf in Nr. 13, dem armen Herrn ist etwas zugestoßen!"
 "Ich nach Nr. 13 zu dem fremden Herrn?" schrie der tapfere junge Mann, der, als richtiger Kellner, die Gespräche der Herren Stammgäste belauscht hatte und von ihrer Furcht angesteckt war.... "Nicht um eine Million!"
 "Was, Du nichtsnutziger Schlingel, willst Du gleich arschieren? Sehe einmal Einer den feigen Burschen!" rief Herr Martin.
 "Ach, lieber Herr," jammerte der arme Junge, "ich will keinen Todten sehen; der Bankdirektor und der aßter erscheinen mir heute noch jede Nacht im Traum."
 "Aber Herr Martin," sagte der Herr Oberamtmanngemeßenen Ernste, "es scheint allerdings da oben was vorgefallen zu sein, und da ist es denn doch Ihre Pflicht, als Hausbesitzer selbst nachzusehen und..."
 "Was?" rief Herr Martin und sank in einen Stuhl,

"ich selbst? Nicht um eine Million! Wozu bezahle ich denn die Schlingel?"

"Hier scheinen die Millionen wohlfeil zu sein," rief der Doktor in Entrüstung, "da will ich doch lieber selbst nachsehen, vielleicht kann ich als Arzt..."

"Nein, nein, Herr Doktor," protestierte der Herr Oberamtmanngemeßenen, "das wäre voreilig. Erst muß man sich doch überzeugen, ob etwas an der Sache ist. Jean, komme her, mein Junge, hier hast Du eine Mark. Gehe nun hinauf und klopf an der Thüre, und wenn der Herr Dir keine Antwort gibt, dann melde es mir wieder. Nun, an eine Thüre zu klopfen, dazu gehört doch keine große Kurage? Marsch, mein Junge und halte Dich wacker." So ermutigt und statt einer eingebildeten Million eine wirkliche Mark in der Tasche, ergreift der Jean einen Leuchter — das Licht zitterte etwas in seiner Hand — und drückte sich zur Thüre hinaus.

Die Herren sahen ihm mit etwas bleichen Gesichtern nach, und in lautloser Spannung erwarteten sie die

kommenden und wahrscheinlich schrecklichen Ereignisse. Endlich, nach zehn bangen Minuten, erschien Jean wieder unter der Thüre.

"Nun," rief ihm der Herr Oberamtmanngemeßenen erwartungsvoll entgegen, "hast Du ange-klopft?"

"Ja, Herr Oberamtmanngemeßenen!"

"Und hat der Fremde 'Her-ein' gerufen?"

"Nein, Herr Oberamtmanngemeßenen!"

"Was? Und Du bist doch im Zimmer ge-

wesen?"

"Ja, Herr Oberamtmanngemeßenen!"
 "Geh zum Teufel mit Deinem Ja und Nein," rief der Herr Oberamtmanngemeßenen erzürnt. "Heraus mit der Sprache, wie ist es gegangen?"

"Also," erzählte der Kellner, "ich habe dreimal angeklopft, und weil Niemand herein rief, so wollte ich schon wieder gehen und es melden, da hörte ich in dem Zimmer ein Geräusch. Todt ist er also noch nicht, dachte ich mir, und da ich als Kellner mich vor einem lebendigen Gaste nicht fürchte, so faßte ich mir ein Herz und drückte auf die Falle."

"War die Thüre nicht verschlossen?"

"Nein, die Thüre ging auf und ich streckte den Kopf herein!"

"Nun, und was erblicktest Du?" fragte Herr Martin in athemloser Spannung.

"Da lag er auf dem Boden," erwiderte Jean.
 "Was? Er lag auf dem Boden?!" schrie Herr Martin.
 "Und das sagst Du mit solch einem Schafsgesicht?"

„Aber, was kann denn ich dafür, daß er auf dem Boden lag,“ erwiderte Jean in sittlicher Entrüstung. „Natürlich, Du kannst nichts dafür, mein Junge,“ beschwichtigte der Herr Oberamtmann. „War er denn betrunken?“

Jean blökte seine weißen Zähne. „Betrunkene? Eh, nein, wie so denn?“

„Oder war er gar todt?“
„Todt?!“ rief Jean und machte große Augen. Dann brach er in ein Gelächter aus. „Todt? Ei du meine Güte!“

„Was, Du lachst auch noch, Du Teufelsbraten, bei all dem Glend, das über mein Haus hereinbricht!“ jammerte Herr Martin.

„Aber, lieber Herr,“ erwiderte Jean noch immer lachend, „es ist doch gar zu spassig! Wer in aller Welt hat schon einen betrunkenen oder todtten Koffer gesehen?“

„Ein Koffer?“ schrie der Herr Assessor. „Ja, zum Henker, wer ist denn eigentlich auf dem Boden gelegen?“

„Der Koffer, natürlich der Koffer, wer sollte denn sonst darauf gelegen sein?“ erwiderte der Jean mit der unschuldigsten Miene.

„Also nicht der Fremde?“

„Nein, der Koffer.“

„Und der Fremde lebt noch?“

„Natürlich, er kann wenigstens noch Eisgarren rauchen.“

„Der Hausknecht,“ so erzählte Jean weiter, „hatte den Koffer auf zwei Stühle gesetzt, und als der Herr den

Dedel aufmachte, um den Koffer auszu packen, hat er das Uebergewicht getrieget und ist heruntergepurzelt.“

Es hat einen Schlag gegeben, daß das ganze Haus gezittert hat.“

„Aha, das war der Schuß,“ lachte der Herr Oberamtmann.

Jean erzählte weiter: „Ich habe helfen den Koffer aufrichten und auspacken, er war ganz voll Bücher, Schriften und Pläne. Und dann hat der Herr mir ein Markstück geschenkt und hat gesagt: „Ich danke Dir, mein Junge, ich will jetzt meine zwei Flaschen Bordeaux in's Bett legen, sie haben mir doch etwas warm gemacht.“ Ein nobler Herr, der fremde Herr!“

Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus. „Mit Ihrer verdammten 13, Herr Martin!“

„Haben wir uns so in's Bodshorn jagen lassen.“

„Der Schrecken ist mir ordentlich in die Glieder gefahren,“ jagte der Apotheker.

„Da müssen wir noch etwas Beruhigendes darauf setzen,“ meinte der Herr Oberamtmann. „Was halten

die Herren von einer Bowle auf gemeinsame Rechnung?“ Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, nur Herr Martin protestirte: „Halt, meine Herren. Eine Bowle, ja, aber nicht auf gemeinsame, sondern nur auf meine Rechnung! Ich habe den Herren mit meiner 13 den Schrecken in den Leib gejagt, ich muß ihn mit einer Bowle wieder herausjagen!“

„So sei es, Herr Wirth, die selbst auferlegte Buße wird angenommen,“ rief fröhlich der Herr Oberamtmann.

„Und,“ setzte der Herr Assessor, der zugleich Polizeiamtmann war, hinzu, „wenn der Gensdarm kommt um Feierabend zu bieten, so geben Sie ihm drüber ein Glas Punsch, und ich lasse ihm sagen, das Amt hätte hier eine geheime Sitzung von wegen der Eisenbahn und er möge dafür sorgen, daß unsere Verhandlungen nicht gestört werden. Ha, ha, ha!“

Die Bowle dampfte auf dem Tische, und das Schlagwort Eisenbahn war gegeben, und bildete den ausschließlichen Stoff der lebhaften Unterhaltung. Das Städtchen hatte längst schon um Herstellung einer



„Gehen wir in das Kabinett.“

Verbindungsbahn mit der Hauptbahn positionirt, die Ständekammer hatte die Bahn schon längst genehmigt und noch waren keine Vorbereitungen zum Bau getroffen, und die Bewohner der ganzen Gegend waren in die peinlichste Unruhe versetzt, und diese Unruhe machte sich auch bei der gegenwärtigen Eisenbahnunterhaltung geltend.

„Meine Herren,“ bemerkte der Herr Oberamtmann, „Ihre Besorgnisse sind gänzlich unbegründet, unsere Bahnlinie ist ja durch Staatsvertrag gesichert.“

„Aber die Staatsverträge haben eine wächserne Nase, Herr Oberamtmann,“ meinte der näselweise Rechtspraktikant.

„Herr Neumeier,“ erwiderte der Herr Oberamtmann mit ernster Amtsmiene, „wenn Sie sich angewöhnen, die Handlungen unserer weisen Regierung auf diese Weise zu beurtheilen, so dürften Sie auf Ihrer amtlichen Karriere leicht auf Nasen stoßen, die nicht von Wachs sind.“

„Aber, Herr Oberamtmann, der Staatsvertrag mit Baiern ist ja ein Beleg für...“

„Herr Neumeier, ich bitte dieses Thema fallen zu lassen. Ich kann die Herren in meiner amtlichen Eigenschaft versichern, die Bahn wird gebaut werden, ich habe meine Verbindungen in der Residenz. Es handelt sich nur noch um die Zugsvichtung!“

„Ja, ja, die Richtung,“ eiferte der Apotheker, dessen Apotheke am westlichen Ende der Stadt lag, „es wäre

sch ein unverantwortlicher Fehler, wenn der Bahnhof, wie man sagt, vor das Bernauer Thor zu liegen käme.“ Das Bernauer Thor aber liegt natürlich am östlichen Ende der Stadt.

„Das kann ich aber nicht finden, Herr Wurzel.“ (gegnete etwas spitzig der Herr Cigarrenfabrikant fälscher, „meine Fabrik liegt zwar vor dem Bernauer Thor, dieser zufällige Umstand kann mich aber in einem Urtheil nicht bestimmen; das Bernauer Thor der einzig richtige Platz für den Bahnhof.“

„Da muß ich aber entschieden protestiren,“ rief der Herr Bürgermeister, „die beiden Plätze sind unmöglich für einen Bahnhof wegen der Steigungsverhältnisse. Hainbacher Wiesen liegen topfeben, dorthin muß der Bahnhof gebaut werden!“

„Ha, ha!“ lachte der Apotheker, „natürlich, die Hainbacher Wiesen sind ja Eigenthum des Herrn Bürgermeisters.“

„Leider,“ eiferte der Herr Bürgermeister, „leider müßte ich meine besten Wiesen zum Opfer bringen. Aber ich bringe das Opfer dem Wohle der Stadt. Und was die Steigungsverhältnisse betrifft, verstehe ich ein bißchen was davon, ich war in einer Jugend Feldmesser und bin selber ein halber Ingenieur.“

„Ja, aber die untere Hälfte,“ bemerkte boshaft der Apotheker.

Dieser pharmazentische Herr brachte wieder eine andere Stimmung in die Gesellschaft und der Herr Oberamtmann meinte verzehrend, nach den Beschlüssen gegenwärtiger Versammlung müßte ein solcher Bahnhof gebaut werden, der, um alle Wünsche zu befriedigen, jämlich die Kunde um die ganze Stadt machen würde.

„Meinen Grasgarten hinter dem blauen Engel soll ich zu vergessen,“ rief lachend der blaue Engelwirth.

„Aber nun, da wir die Zugrichtung der Eisenbahn glücklich festgesetzt haben, wollen wir die Verhandlung beendigen,“ sagte der Herr Oberamtmann und g die Uhr. „Es ist 11 Uhr, meine Herren, und die Anale ist leer. Ich denke es ist Zeit zum Ausbruche.“

Die Herren erhoben sich und suchten nach Hütern oder Ueberziehern, da ward die Thüre aufgerissen, und der Hausknecht Heinrich stürzte in großer Aufregung und leichenblaß in's Zimmer; er taumelte förmlich und fiel in einen Stuhl.

„Was Donnerwetter,“ schrie Herr Martin, „was hat der Keel? Ist er wieder einmal betrunken?“ „Betrunknen,“ keuchte der Hausknecht, „ja, wenn man in Schrecken einen Rausch bekommen kann. Einen schluck, ich hab eine Zunge wie ein Stecken.“ Herr Martin schüttelte die Reste aus den Gläsern zusammen

und der Knecht stürzte ein großes Glas mit einem Zuge hinunter.

„Und nun thue Dein Maul auf Keel, was treibst Du für Possen?!“

„Nicht so heftig, Herr Martin,“ beschwichtigte der Herr Oberamtmann. „Beruhige Dich Heinrich und sage uns, was Dich so in Aufregung gesetzt.“

„Ach Gott, ach Gott,“ schrie Heinrich und fing laut an zu heulen, „in dem Hause halt ich's nimmer aus! Ich will meinen Abschied, Herr, gleich auf der Stelle!“

„Was, Deinen Abschied? Und warum?“

„Warum? darum!“ heulte der Heinrich. „Ich habe den Bankdirektor abgeschnitten und den todt geschossen. Kassierer aus dem Zimmer geschleift, und nun auch noch der fremde Herr! Ich halt's nimmer aus!“

„Der fremde Herr? Welcher fremde Herr!“

„Der Herr in Nr. 13.“

„Was ist's mit dem, heraus mit der Sprache!“ schrie der Engelwirth, und schüttelte den Heinrich.

„Futsch ist er!“

„Was futsch? Was heißt das?“

„Mausetodt!“

„Allmächtiger Gott!“ jammerte Herr Martin und sank nun seinerseits in einen Stuhl. Auch die Gesellschaft gerieth in große Aufregung, und einige Herren stürzten nach der Thür.

„Halt, meine Herren, keine Ueber-eilung,“ rief der Herr Assessor. „Der Fall gehört in mein Bereich! Hören wir erst! Heinrich, nehme Dich zusammen und erzähle! Aber die reine Wahrheit, Bursche, hörst Du?“

„Die reine Wahrheit, lieber Herr!“ Und der Heinrich erzählte, von einzelnen Heulausbrüchen unterbrochen. „Also — jeder gebildete Hausknecht fängt mit Also an, und Heinrich, wenn er nüchtern war, war ebenfalls

sehr gebildet. „Also wenn ein Fremder in den blauen Engel kommt, schaue ich zuerst auf sein Schuhwerk; warum? darum, weil das mein Parement ist, und ich mache meinen Ueberschlag. Des Herrn in Nr. 13 seine Stiefel waren naß, dreieckig und lang und . . .“

„Donnerwetter, Keel, mach's kurz!“

„Ich kann dem Herrn seine Stiefel nicht kurz machen,“ bemerkte Heinrich, der nach und nach seine Ruhe wieder gewonnen hatte, ganz richtig — „waren naß, dreieckig und lang. Ueberichlagte ich zu 1/2 Stunde wichen und eine Mark Trinkgeld. Gehe also hinauf, um meine Mark zu verdienen, sind keine Stiefel da. Warum? darum, weil sie nicht vor der Thüre waren, sondern inwendig. Klopfe also an, keine Antwort; guckte durch's Schlüsselloch; kann nicht. Warum? darum, weil der Schlüssel inwendig steckte. Da hörte ich drinnen einen Seufzer knallen. Ich nicht faul, lege das Ohr air's



Der Herr Oberingenieur becomplimentirte die sich rückwärts zurückziehenden Herren bis an die Thüre, dann sprang er wieder ins Bett um sich in den Schlaf hinein zu lachen.

Schlüsselloch. Da feuerte es wieder, und stöhnte ganz gottserbärmlich. Auf einmal ruft es drinnen: „Herr Gott, das sind ja Höllequalen, geh' zum Teufel, Hund!“ und an die Thüre wird etwas geschleudert, daß ich meinte die Thüre müßte entzwei fahren, und das Geseufze und Gestöhne fängt wieder an, wie wenn ein Mensch am Abschnappen wäre. Dann ging ein Gestampf und Getrappel los, als ob zwei Menschen miteinander kämpften und sich im Zimmer herum-schleiften, und dabei fluchte es da drinnen ganz entsetzlich und keuchte und stöhnte wieder. Ich klopfte und rief, aber vor dem Spektakel konnte mich niemand hören. Auf einmal wurde der eine von den zweien gegen die Thüre geschleudert, und gleich darauf stürzte der andere mit lautem Gepolter auf den Boden. Und drinnen rief einer: „Hat Dich endlich der Teufel?“ Dann wurde es still, mäuschenstill. Ach Gott, meine Herren, der fremde Herr ist jedenfalls ermordet, und der Mörder ist durch das Fenster durchgebrannt, denn ich hörte das Fenster klirren! — Da bin ich hinunter gesprungen, denn in das Zimmer des Ermordeten gehe ich nicht, nicht um eine Million!“ So der Bericht des entsetzten Hausknechtes.

Die Erzählung veranlaßte unter den Zuhörern eine furchtbare Aufregung. Herr Martin rang jammern die Hände.

„Da hat es jedenfalls Unheil gegeben,“ sagte der Herr Polizei-Assessor. „Ist der Gensdarm noch da?“ Alles schrie durcheinander: „Wie kommen wir in das Zimmer, da der Schlüssel innen steckt?“

„Lasset einen Schlosser holen!“
„Eine Leiter her, wir steigen durch das Fenster ein!“

Der Kellner Jean machte den vernünftigsten Vorschlag: „Neben Nr. 13 schläft ein Weinreisender in Nr. 14, Nr. 14 ist mit Nr. 13 durch eine Thüre verbunden, durch diese kommen wir hinein!“

„Also hinauf, meine Herren, vielleicht können wir ihn noch retten.“

Der Gensdarm meldete sich: „Herr Assessor zu Befehl!“
„Herr Mehlhuber, Sie postiren sich vor Nr. 13. Wenn der Mörder entspringen will, fassen Sie ihn, wenn er sich zur Wehre setzt, schießen Sie ihn nieder!“

Zu Befehl Herr Assessor.“

Die Herren eilten die Treppe hinauf. Herr Martin klopfte an Nr. 14. Der Weinreisende öffnete und kam ihnen halb angekleidet mit brennendem Lichte entgegen: „Herr Wirth, was war das für ein Lärm neben an? Ich habe kein Auge schließen können. Es muß etwas vorgefallen sein!“

„Ja wohl, daß Gott erbarm,“ klagte Herr Martin, „verzeihen Sie, daß wir stören, aber wir müssen durch diese Thüre in Nr. 13. Ein gräßliches Unglück!“

Die Verbindungsthüre öffnete sich. „Herr Oberamtmann, Sie haben den Vortritt.“

„Bitte, bitte, Herr Assessor.“

Der Herr Assessor, der Herr Oberamtmann, der Doktor, und der Herr Martin traten in Nr. 13. Der Hausknecht deckte den Rückzug, und die Uebrigen bildeten die Reserve. In Nr. 13 alles still. Herr Martin hob das Licht hoch: „Hier ist der Koffer!“

„Und dort liegen die Stiefel.“

„Von dem Ermordeten keine Spur.“

„Er wird sich noch in das Kabinett geschleppt haben.“

„Gehen wir in das Kabinett!“

„Nicht, hören Sie nichts?“

„Wahrhaftig er röchelt noch, er ist noch nicht todt!“

Der Herr Assessor, von Amtswegen, betrat mit dem Lichte in der Hand zuerst das Kabinett. Ihm folgten der Doktor und der Oberamtmann.

„Sehen Sie kein Blut?“

„Nicht die Spur.“

„Der Unglückliche hat sich noch bis in sein Bett geschleppt,“ flüsterte der Oberamtmann, „sehen Sie, dort liegt er.“

„Nichtig, mit dem Gesicht gegen die Wand.“

„Er röchelt furchtbar.“

„Es lautet beinahe wie Schnarchen.“

„Das ist der Todeskampf,“ sagte der Doktor, „treten wir näher. Der Assessor berührte die Schulter des Fremden.“
„Lieber Herr, bitte, was ist vorgefallen? Wie befinden Sie sich?“ Keine Antwort.

„Er ist bewußtlos,“ sagte der Doktor, „lassen Sie mich ihn untersuchen.“ Der Doktor war aber kaum an das Bett getreten, als der

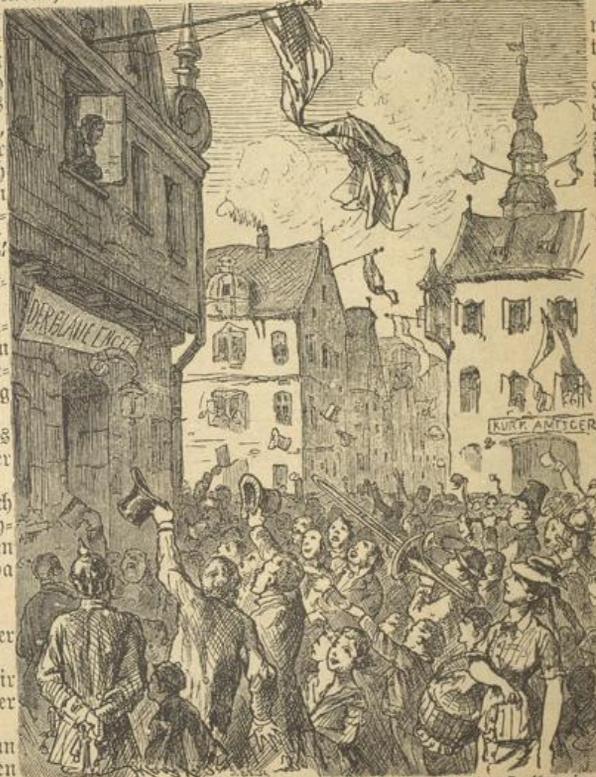
Fremde in die Höhe fuhr und ganz verblüfft in das Licht starnte, mit welchem der Assessor, um dem Doktor bei seiner Untersuchung zu assistiren, ebenfalls an das Bett getreten war. Mit einem Satz aus dem Bett springen, mit der rechten Hand den Revolver von der Spitzhube und mit der linken den Doktor am Kragen packen, war das Werk eines Augenblickes.

„Ge da, halt da!“ schrie der Fremde. „Gepöhl oder Spitzhube?!“ Gebt Antwort oder ich schneide!

„Zu Hilfe, zu Hilfe,“ brüllte Herr Martin und rannte zur Thüre hinaus.

„Revolver weg!“ stöhnte der Doktor unter der Faust des Fremden, „hier ist ein Mißverständnis!“

Der Fremde ließ los und schaute sich erstaunt im Kreise um. „Ei, das sind ja die Herren von heute



Er warf sich in den Schlafrock und trat ans Fenster. Da brauste ihm ein hundertschimmiges Hurrah entgegen.

Abend? Aber so erklären Sie mir doch, was bedeutet dieser nächtliche Ueberfall?"

"Allerdings ein bedauerliches Mißverständnis," stotterte der Herr Oberamtmann hervortretend. "Ein unheimlicher Lärm in diesem Zimmer, Schmerzenslaute, Reuhen und Stöhnen, als ob ein Mensch in den letzten Tagen liege, ein Geräusch, wie von zwei Kämpfenden, ein Fall auf den Boden, dann lautlose Stille, wie uns der Hausknecht berichtete, ließ uns fürchten, es könne Ihnen ein Unglück zugefallen sein, und so... Wir müssen sehr um Entschuldigung bitten, verehrter Herr, aber die Besorgniß..."

Der Fremde brach in ein schallendes Gelächter aus: "Das ist in der That köstlich, ha, ha, ha! Und wenn habe ich zu danken für die liebevolle Besorgniß um mein Wohlergehen?"

"Herr Doktor Bär," sagte der Oberamtmann, die Herren vorstellend, "Herr Polizei-Assessor Wegand und meine Wenigkeit, Oberamtmann Werner!"

Bin sehr erfreut die Herren bei dieser angenehmen Gelegenheit kennen zu lernen," erwiderte der Fremde noch immer lachend. "Bedaure nur die Herren in diesem nicht ganz salonmäßigen Kostüm empfangen zu müssen. Werde übrigens Morgen die Ehre haben dem Herrn Oberamtmann meinen Gegenbesuch zu machen und zwar in meiner amtlichen Eigenschaft. Ich bin der Oberingenieur Miltreib aus der Residenz!"

"Ah, Herr Oberingenieur!" erwiderte der Herr Oberamtmann mit freudigem Erstaunen, "wie mir eine große Ehre sein. Ist etwa unsere Eisenbahn genehmigt?"

"Ist genehmigt."

"Und kommt der Bahnhof in meinen Grasgarten?" fragte Herr Martin, der sich inzwischen ein Herz gefaßt und den Kopf wieder zur Thüre herein gestreckt hatte. "Kommt in den Grasgarten!"

Herr Martin stürzte mit einem Hurrah die Treppe hinunter.

"Aber nun, meine Herren, bitte ich mich zu entschuldigen. Morgen beim Frühstück will ich alles erklären. Bar mir übrigens eine große Ehre."

"Ganz auf unserer Seite, ganz auf unserer Seite. So Morgen beim Frühstück. Und nun bitten wir nochmals um Entschuldigung und haben die Ehre dem Herrn Oberingenieur eine gute Nacht zu wünschen." Herr Oberamtmann, Herr Assessor, Herr Doktor, angenehme Ruhe."

Der Herr Oberingenieur bekamplimentirte die sich

rückwärts zurückziehenden Herren bis an die Thüre, dann sprang er wieder ins Bett um sich in den Schlaf hinein zu lachen.

Am andern Morgen wurde der Herr Oberingenieur durch Musik geweckt. Er warf sich in den Schlafrock und trat ans Fenster. Da branste ihm ein Tusch und ein hundertstimmiges Hurrah entgegen, der ganze Platz vor dem blauen Engel war mit Menschen bedeckt und die Häuser prangten im Flaggenschmuck. Die Nachricht, die Bahn sei genehmigt und der Oberingenieur bereits angekommen um den Bau einzuleiten, hatte sich am frühen Morgen schon wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt verbreitet und die Bevölkerung in die freudigste Aufregung versetzt. Der Gefeierte verbeugte sich dankend gegen die Straße hinunter und zog sich unter wiederholtem Hurrah zurück um Toilette zu machen.

Unten im Speisesalon empfing ihn bereits die uns bekannte Tafelrunde. Der Saal war mit Kränzen und Blumen geschmückt, und der Herr Oberingenieur wurde vom Herrn Oberamtmann und dem Herrn Bürgermeister im Namen der Stadt auf die feierlichste Weise begrüßt. Herr Martin hatte dem Gefühle seiner Dankbarkeit wegen des Bahnhofes durch ein ausgezeichnetes Frühstück Ausdruck gegeben, bei welchem Jean im Frack, weißer Weste und ditto Halsbinde aufwartete, auch hatte er ein frisches Hemd angezogen, was bei dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge nur alle Samstag der Fall zu sein pflegte, und heute war Mittwoch.

"Danke, danke, meine Herren," erwiderte der Oberingenieur die Begrüßung, "bin herzlich erfreut der Vollstrecker eines für die Stadt so wichtigen und segensreichen Auftrages zu sein. Und nun, meine Herren, zum Frühstück. Das Abenteuer dieser Nacht hat mir wieder Appetit gemacht."

"Wir müssen wiederholt um Entschuldigung bitten, daß wir die Ruhe des Herrn Oberingenieur in so auffallender Weise gestört haben," sagte der Herr Oberamtmann verbindlich, "allein die Umstände rechtfertigen doch einigermaßen die Besorgniß, die wir um Ihre werthe Person hegen." Und der Herr Oberamtmann erzählte die Ursache des übeln Rufes, in den das Zimmer Nr. 13 gerathen, und wie sie durch die übertriebenen Schilderungen des Hausknechtes Heinrich in ihrer Besorgniß vielleicht zu weit gegangen seien.

Der Herr Oberingenieur lachte: "Dieses Nr. 13 hat ja eine entsetzliche Geschichte, und wo ein Bankdirektor sich gebent und ein Kassier sich todtschossen hat, konnte auch leicht ein Oberingenieur todtgeschlagen



Er hat sie ihm aber doch erzählt, natürlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit.

Zum 60jährigen Dienstjubiläum.

werden, namentlich an dem für seine Familie so verhängnisvollen 13. September. Heinrich, der Beobachter am Schlüsselloch, hat übrigens nicht so gar arg übertrieben, und meine Festigkeit mag wohl Veranlassung zu dem komischen Mißverständnis gegeben haben. Wissen Sie, was Hühneraugen sind?"

"Oh!" seufzte der Herr Oberamtmann und warf einen schmerzlichen Blick auf seine blank gewischten Stiefel.

"Und," fuhr der Oberingenieur fort, "sind Sie schon in hohen Jagdstiefeln einen ganzen Tag auf schmutzigen Feldern und in schlammigen Pfützen herumgestiegen und sind Abends mit aufgelaufenen Füßen in Ihr Quartier gekommen und der Stiefelhund war zu weit für die nassen Stiefel?"

"Oh," sagte der Herr Assessor, der ein leidenschaftlicher Jäger auf Becassinen war.

"Sind das bei Hühneraugen nicht Höllenqualen? Und dazu als angenehme Beigabe noch etwas Rheumatismus in den Beinen? Und ist es da zu verwundern, wenn der unglückliche Stiefelbesitzer bei der schändlichen Arbeit leucht und schnaubt, und am Ende mit einem „geh zum Teufel, Hund!" den treulosen Stiefelhund an die Thüre wirft?"

Die Gesellschaft lachte. „Ja, ja, jetzt begreifen wir!"

"Und wenn ich dann," um das nasse Zeug von den geschwollenen Beinen herunter zu bekommen, im Zimmer herumstampfe, und dabei wohl auch etwas fluchte — es ist noch eine üble Gewohnheit vom Eisenbahnbauen her — und wenn ich endlich den Sieg über die Widerstandigen errungen und die Stiefel im Zorn auf den Boden geschleudert habe, ist das etwas so Außerordentliches?"

Die Gesellschaft gerieth in ungeheure Heiterkeit. „Das ist das ganze Mißverständnis. Ich würde übrigens sehr bedauert haben, wenn ich bei dieser Gelegenheit aus Mißverständnis einen der Herren todt geschossen hätte."

"Ich auch," sagte der Doktor. „Der Herr Oberingenieur haben mich fest am Kragen gepackt."

Mittags war großes Festessen im blauen Engel. Sämmtliche Beamte und Honoratioren der Stadt waren Festgäste, nur der Apotheker und der Cigarrenfabrikant fehlten. Der Herr Bürgermeister, der das Opfer seiner Hainbacher Wiesen zum Wohle der Stadt nicht bringen durfte, war nicht als Privatmann, sondern nur in seiner bürgermeisteramtlichen Eigenschaft erschienen.

Alle möglichen Trinksprüche wurden ausgebracht: auf den Landesherrn, auf das Ministerium, auf den Herrn Oberingenieur, auf den Herrn Oberamtmann, und sogar auf Nr. 13.

"Der Herr Martin", sagte der Herr Oberingenieur beim Champagner, „kennen Sie den Hintenden Boten von Jahr?"

"Na, und ob!" sagte der Herr Martin. „Dann erzählen Sie ihm ja nicht die Geschichte von Nr. 13; wir kommen sonst alle in den Kalender!"

Er hat sie ihm aber doch erzählt, natürlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit.



Sechzig Jahre lang Soldat! Sechzigjährige Dienstzeit! Und da schreiben die Leute über die dreißigjährige Dienstzeit ihrer Söhne, und der Hintende hat auch schon mitgeschrien. Der hat gemeint, wenn unsere Bauernsöhne schon daheim laufen lernten, d. h. vorwärts laufen, nicht davon laufen, so könnte man ihnen ein Jahr Storchenschritt, „Eins Zwei, Eins Zwei," schenken. Aber so kann man sich irren. Freilich um ein Mollke zu werden, sind 60 Jahre nicht zu viel, und wenn auch viele schon in weit kürzerer Zeit Feldmarschälle geworden sind, ein Mollke wären sie in hundertjähriger Dienstzeit doch nicht geworden. Wenn Mollke als Prinz geboren worden wäre, so bräuhete er bei seinem sechzigjährigen Dienstjubiläum noch nicht älter zu sein als sechzig Jahre, denn bei den Prinzen — bei vielen wenigstens — fängt die Militärdienstzeit schon in der Wiege an, und sie kommen so zu sagen schon mit dem Degen an der Seite und mit dem Hausorden auf der Brust — auf die Welt.

Mollke war aber kein Prinz, sondern der Sohn des Hauptmanns und Freiherrn Friedrich von Mollke in Parchim im Mecklenburgischen, und als er auf die Welt kam, hatte er noch keinen Orden und keine Orden, auch war er noch nicht der „große Schweiger," sondern ein kleiner Schreier, wie sie alle sind.

Als aber das Jahr 1800 begonnen hatte, da dachte der kleine Mollke: „ich will einmal dem neunzehnten Jahrhundert zeigen, was ein ächter Mann ist," und ließ sich am 26. Oktober 1800 in Parchim geboren werden. In der Taufe erhielt er den Namen Helmutth Karl Bernhard und wenn der Herr Pastor Seidel zu Parchim, der ihn getauft hat, damals schon geahnt hätte, welch ein großer Mann in dem kleinen Mann stecke, den er über das Taufbretchen hielt, er hätte ihm statt des Namens „Helmutth" gleich den Namen „Heldenmutth" geben können. Erst im Jahre 1819 erhielt der neunzehnjährige Mollke den Degen als Lieutenant.

Den Lebens- und Ruhmeslauf des gemaltigen Schlachtenlenkers, des tiefen Denkers, des großen Schweigers, seine Thaten auf dem Felde und im K-

...inette hier schildern zu wollen, wäre beinahe eine Beleidigung gegen die deutsche Nation, die recht wohl das Leben eines ihrer größten Männer kennt, und jeder Deutsche, der ein Herz für sein großes Vaterland hat, weiß recht wohl was Deutschland dem großen

Grafen von Moltke,

Generalfeldmarschall und Chef des großen Generalstabes der preussischen Armee

...u danken hat. Und Moltke weiß es auch, wie sein Name im Herzen jedes Deutschen wiederklingt, er ahnte, daß an seinem Jubiläumstage ein Sturm von Liebe und Hochachtung sein neunundsiebenzigjähriges Herz erschüttern werde, und zum Erstemale in seinem Leben nahm Moltke — natürlich vor seinen Freunden, denn seine Feinde haben niemals seinen Rücken gesehen. Er

...üchtete zu seinem Bruder nach Rastenburg, aber Deutschland folgte ihm nach, seine Fürsten, sein Volk, seine Bürger wettfeierten, dem hochverehrten Helbengreife in Briefen, Telegrammen, in unigen und reichen Geschenken ihre Liebe und Hochachtung zu bezeugen. Nach der Hinfende will man Lorbeerkränze, den Deutschland seinem edeln Sohne auf das Haupt setze, ein ganz kleines behebendes Erinnerungsstücklein beifügen.

Ueber die Helbenthaten, die Generalfeldmarschall Graf Moltke auf den Schlachtfeldern verrichtet hat, sind schon dicke Bücher geschrieben worden, aber die Thaten, die er auf der Amtsstube seines kaiserlichen Rittergutes thaten, sind dem deutschen Volke gewiß noch wenig bekannt.

Wie's auf einer badischen, einer bairischen, oder preussischen Amtsstube zugeht, ist kein Geheimniß, und wer's noch nicht weiß, der darf sich nicht nur Laternen einwerfen, oder einen Nachwächter ärgern, oder wenn er's ganz gründlich nehmen will, die Geldtasche stehlen, dann wird er hundertfach Gelegenheit finden, das Treiben auf einer gewöhnlichen Amtsstube und das Benehmen eines gewöhnlichen Amtmannes kennen zu lernen, und in der Regel wird er finden, daß das amtsmännische Verfahren excellent ist, wenn auch die Amtsmänner keine Excellenzen sind. Aber das Treiben auf der Amtsstube eines großen kaiserlichen Rittergutes, wo der Herr Amtmann eine Excellenz ist, und außerdem Generalfeldmarschall, Mitglied des Herrenhauses und des Reichstages, Standesamter, Gutsbesitzer und Gott weiß, was sonst noch mehr, kurz gesagt wo Graf v. Moltke Amtsvorsteher ist, das wird dem geneigten Leser doch weniger bekannt sein, und auch der Hinfende würde es wahr-

scheinlich niemals kennen gelernt haben, wenn nicht ein guter Freund, der Augenzeuge war, ihm ein Stündchen auf einer solchen Amtsstube geschildert hätte.

Es ist Morgens neun Uhr. Der Herr Amtmann geht, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in der Amtsstube auf und ab. Zwei Schreiber sind an ihren Pulken eifrig an der Arbeit.

Ein Diener in Uniform tritt ein: „Excellenz, die Hebamme Maier will die Geburt eines Kindes anmelden.“

„Soll herein kommen.“

„Dann ist auch ein Brautpaar da, zur Civiltrauung, der Schäfermeister Martin mit der Lisette Malhuber.“

„Soll auch hereintreten.“

Die Hebamme Maier tritt ein und macht einen tiefen Knix. Der Schäfer Martin mit seiner Liebsten und den Zeugen treten ein. Der Brautigam macht einen Kratzfuß und die Braut klopft an ihrer Schürze.

„Excellenz, die Frau des Kutschers Müller.“ beginnt die Hebamme ihre Meldung.

„Halt, Frau Maier,“ unterbricht sie der Herr Amtsvorsteher, „erst die Trauung und dann die Hebamme, so ist es in der Ordnung.“

„Martin und Lisette treten vor.“

„Ihr wollt also in den Stand der Ehe treten u. s. w. Der Martin sagt und die Lisette lächelt das herkömmliche Ja.“

„So Ihr seid jetzt Mann und Frau.“

„Herr Schulze, in das Standesregister eintragen — das Protokoll unterschreiben — Abtreten.“

Das glückliche Ehepaar macht einen Umweg um die Hebamme herum und drückt sich nebst Zeugen zur Thür hinaus.

„Johann, noch keine Postfächer da?“

„Sind soeben angekommen, Excellenz!“

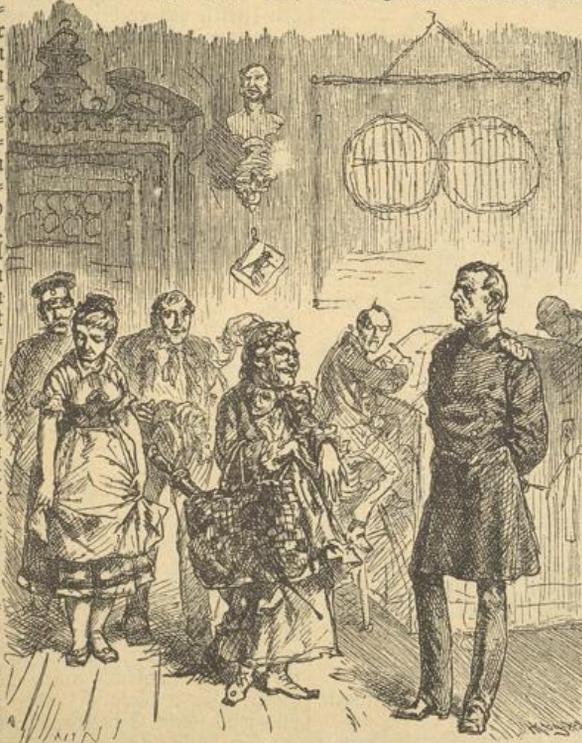
Die Excellenz vertieft sich in ein Schreiben, das er geöffnet.

„Herrenhaus . . . nächste Sitzung 5. Febr. . . . Interpellation des Grafen Schulenburg-Deutzendorf . . . Aufhebung der Beschlagnahme des Vermögens des . . . König Georg von Hannover . . .“ Der Leser hüpfelt: „Hm, hm, da muß ich denn doch wieder einmal nach Berlin. Der Altmärker wird uns wieder etwas zu hören geben.“

„Excellenz,“ meldet der Diener, „ein Gensdarm hat persönlich ein dringendes Schreiben zu überreichen vom Herrn Landrath!“

„Eintreten!“

Der Gensdarm grüßt militärisch und überreicht ein großes Schreiben; die Adresse lautet:



„Halt, Frau Maier, erst die Trauung und dann die Hebamme, so ist es in der Ordnung.“

Es ist Morgens neun Uhr. Der Herr Amtmann geht, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in der Amtsstube auf und ab. Zwei Schreiber sind an ihren Pulken eifrig an der Arbeit. Ein Diener in Uniform tritt ein: „Excellenz, die Hebamme Maier will die Geburt eines Kindes anmelden.“ „Soll herein kommen.“ „Dann ist auch ein Brautpaar da, zur Civiltrauung, der Schäfermeister Martin mit der Lisette Malhuber.“ „Soll auch hereintreten.“ Die Hebamme Maier tritt ein und macht einen tiefen Knix. Der Schäfer Martin mit seiner Liebsten und den Zeugen treten ein. Der Brautigam macht einen Kratzfuß und die Braut klopft an ihrer Schürze. „Excellenz, die Frau des Kutschers Müller.“ beginnt die Hebamme ihre Meldung. „Halt, Frau Maier,“ unterbricht sie der Herr Amtsvorsteher, „erst die Trauung und dann die Hebamme, so ist es in der Ordnung.“ „Martin und Lisette treten vor.“ „Ihr wollt also in den Stand der Ehe treten u. s. w. Der Martin sagt und die Lisette lächelt das herkömmliche Ja.“ „So Ihr seid jetzt Mann und Frau.“ „Herr Schulze, in das Standesregister eintragen — das Protokoll unterschreiben — Abtreten.“ Das glückliche Ehepaar macht einen Umweg um die Hebamme herum und drückt sich nebst Zeugen zur Thür hinaus. „Johann, noch keine Postfächer da?“ „Sind soeben angekommen, Excellenz!“ Die Excellenz vertieft sich in ein Schreiben, das er geöffnet. „Herrenhaus . . . nächste Sitzung 5. Febr. . . . Interpellation des Grafen Schulenburg-Deutzendorf . . . Aufhebung der Beschlagnahme des Vermögens des . . . König Georg von Hannover . . .“ Der Leser hüpfelt: „Hm, hm, da muß ich denn doch wieder einmal nach Berlin. Der Altmärker wird uns wieder etwas zu hören geben.“ „Excellenz,“ meldet der Diener, „ein Gensdarm hat persönlich ein dringendes Schreiben zu überreichen vom Herrn Landrath!“ „Eintreten!“ Der Gensdarm grüßt militärisch und überreicht ein großes Schreiben; die Adresse lautet:

Zum 60jährigen Dienstjubiläum.

werden, namentlich an dem für seine Familie so verhängnisvollen 13. September. Heinrich, der Beobachter am Schlüsselloch, hat übrigens nicht so gar arg übertrieben, und meine Festigkeit mag wohl Veranlassung zu dem komischen Mißverständnis gegeben haben. Wissen Sie, was Hühneraugen sind?"

"Oh!" seufzte der Herr Oberamtmann und warf einen schmerzlichen Blick auf seine blank gewischten Stiefel.

"Und," fuhr der Oberingenieur fort, "sind Sie schon in hohen Jagdstiefeln einen ganzen Tag auf schmutzigen Feldern und in schlammigen Pfützen herumgestiegen und sind Abends mit aufgelaufenen Füßen in Ihr Quartier gekommen und der Stiefelhund war zu weit für die nassen Stiefel?"

"Oh," sagte der Herr Assessor, der ein leidenschaftlicher Jäger auf Becassinen war.

"Sind das bei Hühneraugen nicht Höllenqualen? Und dazu als angenehme Beigabe noch etwas Rheumatismus in den Beinen? Und ist es da zu verwundern, wenn der unglückliche Stiefelbesitzer bei der schändlichen Arbeit leucht und schnaubt, und am Ende mit einem „geh zum Teufel, Hund!" den treulosen Stiefelhund an die Thüre wirft?"

Die Gesellschaft lachte. „Ja, ja, jetzt begreifen wir!"

"Und wenn ich dann," um das nasse Zeug von den geschwollenen Beinen herunter zu bekommen, im Zimmer herumstampfe, und dabei wohl auch etwas fluchte — es ist noch eine üble Gewohnheit vom Eisenbahnbauern her — und wenn ich endlich den Sieg über die Widerstandigen errungen und die Stiefel im Zorn auf den Boden geschleudert habe, ist das etwas so Außerordentliches?"

Die Gesellschaft gerieth in ungeheure Heiterkeit. „Das ist das ganze Mißverständnis. Ich würde übrigens sehr bedauert haben, wenn ich bei dieser Gelegenheit aus Mißverständnis einen der Herren todt geschossen hätte."

"Ich auch," sagte der Doktor. „Der Herr Oberingenieur haben mich fest am Kragen gepackt."

Mittags war großes Festessen im blauen Engel. Sämmtliche Beamte und Honoratioren der Stadt waren Festgäste, nur der Apotheker und der Cigarrenfabrikant fehlten. Der Herr Bürgermeister, der das Opfer seiner Hainbacher Wiesen zum Wohle der Stadt nicht bringen durfte, war nicht als Privatmann, sondern nur in seiner bürgermeisteramtlichen Eigenschaft erschienen.

Alle möglichen Trinksprüche wurden ausgebracht: auf den Landesherrn, auf das Ministerium, auf den Herrn Oberingenieur, auf den Herrn Oberamtmann, und sogar auf Nr. 13.

„Der Martin", sagte der Herr Oberingenieur beim Champagner, „kennen Sie den Hintenden Boten von Jahr?"

"Na, und ob!" sagte der Herr Martin. „Dann erzählen Sie ihm ja nicht die Geschichte von Nr. 13; wir kommen sonst alle in den Kalender!"

Er hat sie ihm aber doch erzählt, natürlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit.



Sechzig Jahre lang Soldat! Sechzigjährige Dienstzeit! Und da schreiben die Leute über die dreißigjährige Dienstzeit ihrer Söhne, und der Hintende hat auch schon mitgeschrien. Der hat gemeint, wenn unsere Bauernsöhne schon daheim laufen lernten, d. h. vorwärts laufen, nicht davon laufen, so könnte man ihnen ein Jahr Storchenschritt, „Eins Zwei, Eins Zwei," schenken. Aber so kann man sich irren. Freilich um ein Mollke zu werden, sind 60 Jahre nicht zu viel, und wenn auch viele schon in weit kürzerer Zeit Feldmarschälle geworden sind, ein Mollke wären sie in hundertjähriger Dienstzeit doch nicht geworden. Wenn Mollke als Prinz geboren worden wäre, so bräuhete er bei seinem sechzigjährigen Dienstjubiläum noch nicht älter zu sein als sechzig Jahre, denn bei den Prinzen — bei vielen wenigstens — fängt die Militärdienstzeit schon in der Wiege an, und sie kommen so zu sagen schon mit dem Degen an der Seite und mit dem Hausorden auf der Brust — auf die Welt.

Mollke war aber kein Prinz, sondern der Sohn des Hauptmanns und Freiherrn Friedrich von Mollke in Parchim im Mecklenburgischen, und als er auf die Welt kam, hatte er noch keinen Orden und keine Orden, auch war er noch nicht der „große Schweiger," sondern ein kleiner Schreier, wie sie alle sind.

Als aber das Jahr 1800 begonnen hatte, da dachte der kleine Mollke: „ich will einmal dem neunzehnten Jahrhundert zeigen, was ein ächter Mann ist," und ließ sich am 26. Oktober 1800 in Parchim geboren werden. In der Taufe erhielt er den Namen Helmutth Karl Bernhard und wenn der Herr Pastor Seidel zu Parchim, der ihn getauft hat, damals schon geahnt hätte, welch ein großer Mann in dem kleinen Mann stecke, den er über das Taufbretchen hielt, er hätte ihm statt des Namens „Helmutth" gleich den Namen „Heldenmutth" geben können. Erst im Jahre 1819 erhielt der neunzehnjährige Mollke den Degen als Lieutenant.

Den Lebens- und Ruhmeslauf des gemaltigen Schlachtenlenkers, des tiefen Denkers, des großen Schweigers, seine Thaten auf dem Felde und im K-

...inette hier schildern zu wollen, wäre beinahe eine Be-
eidigung gegen die deutsche Nation, die recht wohl
das Leben eines ihrer größten Männer kennt, und
eder Deutsche, der ein Herz für sein großes Vater-
land hat, weiß recht wohl was Deutschland dem
großen

Grafen von Moltke,

Generalfeldmarschall und Chef des großen Generalstabes der
preussischen Armee

...u danken hat. Und Moltke weiß es auch, wie sein
Name im Herzen jedes Deutschen wiederlingt, er ahnte,
als an seinem Jubiläumstage ein Sturm von Liebe und
Verehrung sein neunundsiebzigjähriges Herz erschüt-
tern werde, und zum Erstemale in seinem Leben nahm
er Meißhaus — natürlich vor seinen Freunden, denn seine
Feinde haben niemals seinen Rücken gesehen. Er

...üchtete zu seinem Bru-
der nach Rastenburg, aber
Deutschland folgte ihm
nach, seine Fürsten, sein
Volk, seine Bürger wett-
eiferten, dem hochvereh-
rten Helbengreife in Bri-
efen, Telegrammen, in
unigen und reichen Ge-
beten ihre Liebe und
Verehrung zu bezeugen.
Vor der Hintende will
man Lorbeerkränze, den
deutschen Land seinen edeln
Sohnen auf das Haupt
setzen, ein ganz kleines be-
scheidenes Erinnerungs-
täfelchen beifügen.

...Ueber die Helbenthaten,
die Generalfeldmarschall
Graf Moltke auf den
Schlachtfeldern verrichtet
hat, sind schon dicke Bücher
geschrieben worden, aber
die Thaten, die er auf
der Amtsstube seines
preussischen Rittergutes
verrichtete, sind dem deut-
schen Volke gewiß noch
wenig bekannt.

...Wie's auf einer badi-
schen, einer bairischen,
oder preussischen Amtsstube
zugeht, ist kein Ge-
heimnis, und wer's noch
nicht weiß, der darf
sich nicht nur Laternen einwerfen, oder einen Nachtwächter
helfen, oder wenn er's ganz gründlich nehmen will,
die Geldtasche stehlen, dann wird er hundertfach Ge-
fahr laufen, das Treiben auf einer gewöhnlichen
Amtsstube und das Benehmen eines gewöhnlichen Amt-
mannes kennen zu lernen, und in der Regel wird er
sehen, daß das amtsmännliche Verfahren excellent
ist, wenn auch die Amtsmänner keine Excellenzen sind.
Aber das Treiben auf der Amtsstube eines großen
preussischen Rittergutes, wo der Herr Amtmann eine
Excellenz ist, und außerdem Generalfeldmarschall, Mit-
glied des Herrenhauses und des Reichstages, Standes-
amter, Gutsbesitzer und Gott weiß, was sonst noch
mehr, kurz gesagt wo Graf v. Moltke Amtsvorsteher
ist, das wird dem geneigten Leser doch weniger be-
kannt sein, und auch der Hintende würde es wahr-

scheinlich niemals kennen gelernt haben, wenn nicht
ein guter Freund, der Augenzeuge war, ihm ein
Stündchen auf einer solchen Amtsstube geschildert hätte.

Es ist Morgens neun Uhr. Der Herr Amtmann
geht, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in der Amtsstube
auf und ab. Zwei Schreiber sind an ihren
Pulten eifrig an der Arbeit.

Ein Diener in Uniform tritt ein:
„Excellenz, die Hebamme Maier will die Geburt
eines Kindes anmelden.“
„Soll herein kommen.“
„Dann ist auch ein Brautpaar da, zur Civiltrauung,
der Schäfermeister Martin mit der Lisette Malhuber.“
„Soll auch hereintreten.“



Die Hebamme Maier tritt ein und macht einen
tiefen Knix. Der Schäfer
Martin mit seiner Lieb-
sten und den Zeugen
treten ein. Der Bräu-
tigam macht einen Krach-
fuß und die Braut zupft
an ihrer Schürze.

„Excellenz, die Frau
des Kutschers Müller.“
beginnt die Hebamme ihre
Meldung.
„Halt, Frau Maier,“
unterbricht sie der Herr
Amtsvorsteher, „erst die
Trauung und dann die
Hebamme, so ist es in
der Ordnung.“
„Martin und Lisette
treten vor.“

„Ihr wollt also in den
Stand der Ehe treten
u. s. w. Der Martin sagt
und die Lisette lächelt
das herkömmliche Ja.“
„So Ihr seid jetzt Mann
und Frau.“
„Herr Schulze, in das
Standesregister eintragen
— das Protokoll unter-
schreiben — Abtreten.“
Das glückliche Ehepaar
macht einen Umweg um
die Hebamme herum und
drückt sich nebst Zeugen
zur Thür hinaus.
„Johann, noch keine

„Halt, Frau Maier, erst die Trauung und dann die Hebamme, so ist es in
Ordnung.“

Postsachen da?“
„Sind soeben angekommen, Excellenz!“
Die Excellenz vertieft sich in ein Schreiben, das er
geöffnet.
„Herrenhaus . . . nächste Sitzung 5. Febr. . . .
Interpellation des Grafen Schulenburg-Deutenhoff . . .
Aufhebung der Beschlagnahme des Vermögens des . . .
König Georg von Hannover . . .“ Der Leser hüffelt:
„Hm, hm, da muß ich denn doch wieder einmal nach Berlin.
Der Altmärker wird uns wieder etwas zu hören geben.“
„Excellenz,“ meldet der Diener, „ein Gensdarm hat
persönlich ein dringendes Schreiben zu überreichen vom
Herrn Landrath!“
„Eintreten!“
Der Gensdarm grüßt militärisch und überreicht ein
großes Schreiben; die Adresse lautet:

Er. Excellenz
Generalfeldmarschall Graf v. Moltke,
Amtsvorsteher in Kreisau.

Der Herr Amtsvorsteher hatte gelesen.

„Gensdarm.“

„Excellenz, zu Befehl.“

„Dem Herrn Landrath mündlich melden: in meinem Amtsbezirke Alles angeordnet, um jedes Anzeichen der Kinderpest sofort zu konstatiren und dem Kreisstierarzt anzuzeigen.“

„Excellenz, zu Befehl.“

„Sie heißen?“

„Excellenz, zu Befehl, Johann Martin Haimbacher.“

„Eisernes Kreuz? Wo verdient?“

„Excellenz, zu Befehl, bei Sedan.“

Der Herr Amtsvorsteher lächelt: „Brav, mein Sohn! Abtreten!“

Nachdem der Gensdarm abgetreten, öffnet die Excellenz ein sehr umfangreiches Packet mit Drucksachen, nebst einem Schreiben des Generalsuperintendenten K. . . . aus Breslau. Die Excellenz liest halblaut: „In lebhafter Erinnerung . . . große Ehre — Mitgliedschaft in der Generalsynode — innere Mission . . . Anzahl Schriften . . .“

Excellenz warf einen sehr bedenklichen Blick auf den Berg von Druckschriften über die innere Mission. Endlich zog er mit einem „hm, hm,“ eine der Druckschriften aus dem Haufen und schien sich zur Lesung entschließen zu wollen. Dieser löbliche Vorsatz wurde jedoch unterbrochen durch das unangemeldete Eintreten des Gutsinspektors.

„Excellenz, die Rothbunte hat gelalbt, ein junger Bulle!“ Die Excellenz warf die innere Mission in eine Ecke und sprang hocherfreut auf.

„Und beide wohlauf?“

„Gesund und frisch, Excellenz!“

„Ich komme gleich in den Stall!“

Dieses freudige Ereigniß schien den Gedankengang des Herrn Amtsvorstehers wieder auf seine Pflichten als Standesbeamter und auf die vergessene Hebamme zurückgeführt zu haben.

„Ah, Frau Maier, was haben Sie zu sagen?“

„Excellenz,“ meldete die Hebamme mit einem tiefen Knix, „die Frau des Kutschers Müller hat geboren, ein Junge!“

„Und beide wohlauf?“

„Gesund und frisch, Excellenz!“

„Herr Schulze in das Landesregister eintragen. Abtreten.“

„Johann!“ „Excellenz!“ Der Herr Standesbeamte nimmt den Bedienten auf die Seite und flüstert: „Der Müller, das sechste Kind, ein braver Kerl, aber arm. Sage meinem Hausmeister, er solle der Frau Müller einen Korb zurecht machen. Er weiß schon!“

„Zu Befehl, Excellenz!“

Bei Lesung des nächsten Poststückes runzelte Excellenz die Stirne. „Was? der Reichstag auf den 22. Februar einberufen? Also wieder Reichs- und Landtag beisammen? Da werde ich wieder zwischen beiden wie ein Pendel sein; und dazu noch der Generalstab!“ Er warf das Schreiben unmutig auf den Tisch und griff nach dem Nächsten.

„Ah, eine Einladung des 9. Regiments Kolberg zu einem Besuche. Mein Regiment; kann ich nicht abschlagen. Herrenhaus und Reichstag müssen sehen, wie sie ohne mich fertig werden in diesen Tagen! Was ist das, Johann?“ „Vom Generalstab, Excellenz!“ „Ah, endlich! Dessinen!“ Das umfangreiche Poststück

enthielt Karten und Akten, trigonometrische Vermessungen, Festungspläne u. s. w. Excellenz ergriff einen Zirkel und vertiefte sich in das Studium der Pläne.

Doch eine Amtsstube ist nicht der passende Ort, um Festungs- und Schlachtpläne zu studiren. Kaum hatte das Studium begonnen, so trat der Amtsdienner ein und meldete:

„Excellenz, der Vagabund, den gestern der Gensdarm eingebracht, ist aus dem Gefängnisse entsprungen!“ Eine Minute darauf trat der Hausstierarzt ein und machte Meldung über das Befinden der Rothbunten. Dann kam ein Telegramm vom Generalstab aus Berlin, dann der Ortsgeistliche wegen eines Leichenbegängnisses, dann wieder der Gutsinspektor, dann ein Brautpaar, dann nochmals die Hebamme, dann . . .“

„Es ist zu viel!“ sagte endlich die Excellenz, und warf den Zirkel, den er bei allen seinen Amtsverrichtungen in der Hand behalten hatte, auf den Tisch. „Es ist zu viel. Mir war bei Sedan als Generalfeldmarschall fast leichter zu Muthe als hier auf Kreisau in Schlesien als Amtsvorsteher und Standesbeamter!“

Das war ein Stündchen auf der Amtsstube in Kreisau. Man sieht, was Graf Moltke nicht alles zu thun hat.

Wer sich ein gutes Büchlein über den Lebens und Kunstverlauf des Feldmarschalls Moltke anschaffen will, der laufe das in der Verlagsbuchhandlung des Hinstenden erscheinende aus der Sammlung „Lebensbilder berühmter Männer für die Jugend und das Volk. Von B. Buchner.“ Es hat davon bis jetzt folgende 14 Bändchen erschienen: 1. Alexander von Humboldt, 2. Jork von Wartenburg, 3. Saume, 4. Mozart, 5. Schiller, 6. Goethe, 7. L. von Beethoven, 8. Erzbischof Karl v. Gneisenau, 9. Schopenhauer, 10. Schopenhauer, 11. Fürst Bismarck, 12. Graf Platteau, 13. Karl der Große, 14. Kaiser Wilhelm. Jedes Bändchen kostet 75 g. Eine Schweizerische Schulzeitung schreibt darüber: „Diese Lebensbilder sind ausgezeichnete Volksschriften. Mögen sie in allen Volksschultheften Eingang finden.“

Vivisektion.

In einem schönen Mai-Abend saß der Hinstende an seinem Schreibtische und arbeitete an seinem liebsten Buchstaben des ganzen Alphabets, nämlich am E. Das E aber ist deshalb sein liebster Buchstabe, weil der E-Bogen im Kalender der letzte Bogen ist, und wenn er den geschrieben hat, so kann er die Feder ausstippen und kann mit einem Seufzer der Erleichterung sagen: „Er“, „Endlich“ oder „Ende gut, Alles gut“, und was solche Schwelgereien in E mehr sind. Doch um sich musikalisch auszudrücken, mit E-dur fängt er den E-Bogen an, und mit E-moll hört er auf. Heute war er am E-dur, und zwar an der Fortsetzung der Standrede aus dem 78er „über das Alter der Ede.“

Er arbeitete am offenen Fenster, die Strahlen der Abendsonne spielten mit den wilden Weinreben, die das Fenster umranken und wie grüßend in die Stube hereinmickten, und über dem Fensterkreuz hatte ein Finkenpärchen sein Nest gebaut; das treue Finkenweibchen saß auf den Eiern, man sah von dem Schreibtische aus das kluge Köpfchen über das Nest hervorragen, und mit den glänzenden Augen blickte es verträumt voll in die Stube, als wolle es sagen: „Gelt, Fintender, Du thust mir nichts?“

Natürlich thut er Dir nichts, ist er doch ein Freund der Menschen und der Thiere, und ein eifriges Mitglied des Thierchutzvereins.

Es war ein herrlicher Frühlings-Abend. Der Hinstende ließ die Feder sinken und blickte gedankenvoll hinauf

den Sonnenglanz. Das Finkenmännchen saß auf dem blühenden Kirschbaum und vertrieb der Finkenmännchen die lange Brützeit mit seinem Gefange, und log ab und zu und versorgte sein Weibchen mit leiblicher Nahrung.

„O Gott, wie ist Deine Erde so schön! Und das Alles soll einmal ein Ende nehmen? In 27 Millionen Jahren, so hat ein gelehrter Herr Professor ausgerechnet, geht der Sonne das Feuer aus, und dann wird unsere schöne Erde zu einem Eisklumpen. Wenn die Löwenwirthin in Vietighausen erfährt, sorgt gewiß jetzt schon für einen gehörigen Vorrath von Brennmaterial, denn sie ist eine sorgliche Hausfrau und denkt an die Zukunft.“

Die Nacht war hereingebrochen; der Hinkende machte einen Gedankenpaziergang ein Ende, schloß das Fenster und zündete seine Lampe an. Wenn's unserm Reichthümer nur nicht einfällt, das Petroleum zu brennen und damit eine Steuer zu legen auf die Bildung des Volkes. Wenn unsere Bauern wieder zum

Schpahn greifen müssen, dann haben unsere schwarzen leichtes Spiel, um, der Reichstag wird sich noch ein Wörtlein mitzusprechen haben. Mitweilen schreiben wir fern Kalender noch bei der unbefeuerten Petroleumlampe. „Und der Hinkende schrieb: „darum, meine Freunde, werdet Ihr greifen, daß der sehr lehrte Kantor Kalwitz, namt Calvijus, sehr deutend auf dem Holzwege war, wenn er behauptet und behauptet, die 3950 Jahre vor Christi Geburt erschaffen worden. Allerdings schrieb diesen Unsinn vor 300 Jahren, und das mag seiner Entschuldigung dienen. Wenn es aber noch, im 19. Jahrhundert, Kalenderschreiber



„Ich heiße Phylar und bin Heshund.“

welche diesen Unsinn nachbeten, so gibt es für die Dummheit keine Entschuldigung mehr, und diese Kalenderschreiber verüßigen sich an dem gesunden... Hier wurde der Hinkende bei dem „gesunden Menschenverstande“ unterbrochen durch ein Klopfen an der Thüre. Ein Bubel, der ihm stets zur Seite sitzt, wenn er einen Kalender schreibt, drum auch der Kalenderbubel, auch der hinkende Fidele genannt, richtete sich und knurrte. Den hinkenden Fidele aber nennen die Leute, erstens weil er überhaupt Fidele heißt, dann weil er hinkt, wie sein Herr. Eine ultratane Bullbögge hatte ihm bei einem Kulturkampf einen Schimentnochen ein Bein lahm gebissen. „Nubig Fidele, setz' dich! Herein!“ „Guten Abend, Hinkender,“ grüßte der Briefträger, „ich pressantes Schreiben. Eingeschrieben. Franco.“ Die Briefträger sagen meistens „pressant“ und „Info“, es sieht gelehrter aus als „dringend“ und „aber nur so lange bis Herr Stephan dahinter mit.“

„Guten Abend, Gutmann! Woher?“
„Poststempel Dresden. Guten Abend.“
„Guten Abend.“
Der Hinkende erbrach das Schreiben, das auch eine Druckschrift enthielt:

„Hochgeehrter Herr“. . . . „vielgelesenes Volksblatt“. . . . „Audiatur et altera pars“. . . . „Schändung der Wissenschaft“. . . . „unnütze Grausamkeit“. . . . „Hm, Hm! Was ist denn das für eine Schauer-geschichte?“

Der Hinkende blätterte in der Druckschrift:
„Ah! Ja, ja, davon habe ich gehört. Lesen wir.“
Der Hinkende zündete sich eine Cigarre an (seitdem er aus Cigarrenabscritten ein Waisenhaus bauen will, raucht er keine Pfeifen mehr), rückte sich die Lampe näher und las.

Er las eine Viertelstunde und noch eine, und beim Lesen stieg ihm das Blut in den Kopf und seine Hände ballten sich. Jetzt sprang er vom Stuhle auf und schinte im Zimmer auf und ab.

„Was? Ist das Wahrheit? Ist so etwas möglich? Werden solche Schweißlichkeiten verübt unter dem Deckmantel der Wissenschaft?“

Er riß das Fenster auf und badete die heiße Stirne in der Nachtluft. Sein Büdel, als theile er die Aufregung seines Herrn, legte die Vorderpfoten auf das Fenstersims und knurrte leise in die Nacht hinaus.

„Knurre nur, Fidele, du hast alle Ursache zu knurren. Mir ekelt vor diesem... Doch es muß sein. Lesen wir weiter.“
Und er las weiter und schrieb nebenbei Bemerkungen nieder.

Und wieder eine halbe Stunde war vergangen, da trat Lieschen, sein Waisenmädchen, in's Zimmer; der geneigte Leser kennt das Lieschen aus dem 78er Kalender: „Frau Kathrine läßt sagen, die Suppe werde kalt und die gebrägelten Knöpfle verrozen; Sie möchten zum Nachtsessen kommen; es ist neun Uhr vorbei.“

Der Hinkende fuhr auf: „Ja so, das Nachtsessen. Doch das da“, und er schlug mit der Hand auf das Buch, „das hat mir die Gflust genommen. Esset Ihr nur die Knöpfle allein, es ist ja Dein Leibgericht, Lieschen, ich habe zu arbeiten. Und höre, bringe mir noch einen Krug Markgräfler, ich bedarf der Stärkung, denn das da greift meine alten Nerven an, wahrhaftig.“

Und er las und arbeitete weiter, und trank dazwischen Glas auf Glas, und an dem Stumpfe der alten Cigarre zündete er manche neue an, so daß der Rauch das Zimmer wie in einen Nebel hüllte, und Stunde um Stunde verrann, und wenn der Schlaf ihn übermannen wollte, so kämpfte er ihn mannhaft nieder, so sehr fesselte ihn das Buch vor ihm. Die Thurmuhr schlug Mitternacht, und . . .

Da, was war das? Fidele knurrte leise, und draußen auf der Treppe ging es Trapp, Trapp; es knurrte, bellte, miaute, wieherte, krächte, es näherte sich der Thüre, die Thüre sprang auf und — der Hintende traute seinen Augen kaum — eine Schaar von Thieren stürzte in das Zimmer: Hunde, Katzen, Kaninchen, Hühner, Tauben, sogar ein Pferd und ein Esel waren dabei.

Die Thiere, sie hatten alle schwarze Trauerflöre umgebunden, scharten sich um den Hintenden und alle heulten, miauten, wieherten und krächten durcheinander, es war ein Heidenlärm.

Der Hintende läßt sich nicht so leicht verblüffen, und obgleich der Austritt sehr sonderbar und ungewöhnlich war, so hatte er sich doch bald gefaßt:

„Meine Herrschaften, was verschafft mir die Ehre zu so ungewöhnlicher Stunde?“

Da erhob sich der Lärm von Neuem, und Alles schrie durcheinander.

„Aber ich bitte, keinen solchen Lärm, Kathrine und

das Lieschen schlafen. Einer nach dem Andern. Mit wem habe ich die Ehre?“ sagte er zu einem großen Hunde, der eine Kette nachschleifte und um die linke Pfote einen Trauerflor trug.

Da war es ringsum stille und der angeprochene Hund setzte sich respektabel auf die Hinterfüße:

„Ich heiße Phylax und bin Hofhund.“

Daß die Thiere sprechen können, überraschte den Hintenden nicht im Geringsten; seit dem Dogma der Unfehlbarkeit, seit der Madonna von Marpingen und seit dem Schutzzoll-Gesetz läßt er sich überhaupt durch nichts mehr überraschen und er hat sich abgewöhnt, sich noch über irgend etwas zu verwundern. Darum bemerkte er ganz freundlich:

„Ah, vielleicht ein Verwandter von dem berühmten:

„Phylax, der so manche Nacht
Hans und Hof getreu bewacht,
Der oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden?“

„Nur weitläufig, war ein Vetter meiner Ur-Ur-Großmutter.“

„Und mit was kann ich dienen?“

„Ich habe mich heute Nacht von der Kette losgerissen, um mich der Abordnung der Thiere anzuschließen.“

„Abordnung? Und an mich? Und was wünscht die geehrte Abordnung?“

„Schutz, Schutz wollen wir, Erbarmen und Gerechtigkeit!“ schrieen die Thiere im Chorus.

„Ruhe,“ rief der Hintende und schlug auf den Tisch. „Wir wollen die Sache parlamentarisch behandeln. Herr Phylax hat das Wort.“

„Ich bin der Sprecher für die Hunde,“ bellte dieser, die Andern mögen für sich selber reden. Hintender, Ihr seid zwar ein Mensch, aber wir wissen, Ihr habt

auch ein Herz für die Thiere, und wir sind gekommen, Euer Erbarmen und Euer Schutz anzurufen gegen die qualvollen Martern, denen man uns unterwirft durch die Vivatsection.“

„Vivatsection,“ verbesserte der Esel.

„Ich bitte den Redner nicht zu unterbrechen.“

„Sie sagen, es müsse sein, die Wissenschaft wolle es haben. Die ist ein gar erbarmungsloses, grausames Frauenzimmer. Und nun wollen wir Euch bitten, Hintender, in Eurem Kalender mit der Wissenschaft ein Wort zu reden. Wir sind doch auch Geschöpfe Gottes, wie die Menschen und . . .“

Der Hintende ließ sich auf seinen Stuhl nieder: „Gut, ich bin bereit zu hören. Traget Eure Beschwerden vor, einer nach dem andern. Aber hört, die reine Wahrheit, keine Aufschneidereien.“

„Wir sind Hunde, wir Hunde schneiden nicht auf,“ erwiderte Phylax stolz. „Ihr sollt die reine Wahrheit hören.“



„Wie viele Menschenleben haben wir schon gerettet in den Alpen, als Bernhards-Hunde!“

„Berehrter Hintender! Wir Thiere wissen recht wohl, daß die Menschen unsere Herren sind und wir Thiere ihnen dienen müssen. Wir fügen uns auch in unser Schicksal und vor allem sind wir Hunde die treuesten Diener unserer Herren.“

„Oho,“ wieherte das Pferd. „Ich bitte ums Wort.“

„Ruhig, nicht unterbrechen.“

„Die Treue der Hunde ist sprichwörtlich geworden, auch hat kein Geschöpf des Menschen- und Thierreichs so vielseitige Begabungen als wir Hunde.“

„Hört, hört,“ bellten die Hunde. Der Esel wollte gegen diese Behauptung Verwahrung einlegen, da aber bekanntlich ein Esel die schätzenswerthe parlamentarische Eigenschaft besitzt, niemals „Nein“, sondern nur „Ja“ sagen zu können, so protestirte er unter allgemeiner Zustimmung der Versammlung mit

einem kräftigen „Ja“

Phylax fuhr fort: „Wie viele Menschenleben haben wir schon gerettet in den Alpen, als Bernhards-Hunde! Wie manches Menschenkind haben wir schon den Wasserfluthen entrisen! Als Hofhunde bewachten wir Haus und Hof unserer Herren; als Jagdhunde jagen wir das Wild und liefern Federbissen auf den Tisch unserer Herren. . . Als Schäferhunde schützen wir die Herde und kämpfen mit dem räuberischen Wolfe; als Pinscher reinigen wir die Häuser voll Matten und Mäusen, und selbst in die feinste menschliche Gesellschaft sind wir aufgenommen: als Mops und Wachtelhund dürfen wir auf dem Schooße der schönsten Damen sitzen und weltbekannt ist der Stolz unseres Geschlechtes, Bismarcks Hund, der an den parlamentarischen Bismarcks-Abenden eine hervorragende Rolle spielt. Und dann der künftreiche Pudel, der seinen Herrn das Leben erheitert; selbst als Kämmler und Schauspieler haben wir schon Aufsehen erregt, ich erinnere nur an den Hund von Aubry. Hat nicht dieser berühmte Pudel

als tragischer Schauspieler das Publikum in Paris und Berlin entzückt, und war nicht er es, der sogar einen Götze aus der Gunst seines Herzogs verdrängt und ihn als Intendant der Weimarer Hofbühne gestürzt hat?"

"Hört, hört!"
"Und was ist unser Lohn für alle diese Thaten? Ein Menich, der nur halb so vieles leistete als wir, würde mit Ehrenstellen belohnt und mit Orden beehret, und wenn er alt und schwach geworden, unter Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste mit einer fetten Pension in Ruhestand versetzt. Und wir? So lange wir leben und unsern Herren dienen, erhalten wir Prügeln und magere Kost, und wenn wir in Dienste unserer Herren unsere Gesundheit zu Grunde richtet haben, oder wenn wir alt und schwach geworden sind, — gibt man uns da etwa noch ein Stücklein Gnadenbrod und läßt uns ruhig auf einem Haufen Stroh sterben?"

"Atempiren," verbesserte der Esel.

"Nein, auch nicht Atempiren, Atempiren, heißt es auf gut deutsch. Und läßt uns ruhig auf einem Haufen Stroh verrotten? O nein; wir können unseren Herren nichts mehr schenken, man schießt uns zum Schinder und läßt uns todtschlagen oder erlösen. Nur das Schooßhündchen, das sein ganzes Leben lang geliebt und mit Zuderbrod gefüttert worden ist, wird zum Thier geopfert geschickt, daß er es sanft und gerührt: die Dame weint ihrem Liebling eine Thräne nach und läßt ihn austopfen."

"Wir nicht, wir Jagdhunde nicht," unterbrach ihn ein Hüterhund mit prachtvollem Benehmen und stolzer Kuthe, "wir Jagdhunde sterben einen Solatentod; wir werden von unsern Herren erschossen!"

"Aber," fuhr Phylax fort, "wir mürrer nicht, wir sind eben Hunde und es ist unser Schicksal, und wenn ich es auch übertrieben halte, daß

manche Hunde ihre Hundetreue so weit treiben, daß sie auf dem Grabe ihrer Herren verhungern, so ist das doch eine bewunderungswürdige Uebertreibung. Wenn wir auch das einfache Todtschlagen, Erschießen, Erlösen und Vergiften geduldig über uns ergehen lassen, empört sich doch unsere ganze Hundennatur dagegen, daß man uns an die entsetzlichen Professoren verschiebt, die uns bei lebendigem Leibe Tage und Wochen lang zu Tode martern, zerlegen, zerschneiden, zerlegen, sieden und braten, weil, wie sie sagen, die Wissenschaft es ihnen gebiete. Ich kann entsetzliche Beispiele aus meiner eigenen Familie erzählen. Ich hatte einen Vetter in Paris, Namens Caro. Er war nämlich verheirathet und das Paar hatte einen gemeinsamen Herrn, den Professor Brachet. Da fiel es dem Herrn Professor ein an dem unglücklichen Paare Versuche zu machen über die Anhänglichkeit des Hundes zu seinem Herrn. Er unterwarf den armen Caro monatelang den

furchtbarsten Martern; er stach ihm die Augen aus, er zerstörte sein Gehör, er verstimmelte und zerstückte ihn auf die gräßlichste Weise, und erlebte den Triumph, daß das sterbende Thier ihm noch die Hände leckte. Der armen Bella, Caro's Gattin, die ihrer Niederkunft entgegen sah, schnitt der Herr Professor den Leib auf, um die Genugthuung zu erleben, daß die sterbende Mutter noch die ihr gewaltsam entrissenen Kleinen beleckte!"

Ein Geheul der Wuth und des Entsetzens machte das Zimmer erbeben.

Dieser Herr Professor hat Hunderte von Hundern auf ähnliche Weise zu Tode gemartert. Ein Colloge von ihm, Professor Magendie, hat einen schönen Wachtelhund, dessen Gebieterin gestorben war, ersteigert. Wir Hunde sind nicht so dumm; wenn man uns auf einen Tisch setzt, der nach Blut riecht, und ringsum liegen unheimliche Messer und Sägen, und vor uns steht ein Herr Professor in Hemdärmeln, — dann merken wir wohl, daß es uns an den Kragen geht. Der arme



Der Hund, als Diener und Freund des Menschen und als Opfer auf dem Dissections-Tisch.

Lulu, der Wachtelhund hieß Lulu, merkte auch etwas; er setzte sich auf die Hinterfüße und machte seine schönsten Männchen und wimmerte um Gnade. Doch umsonst. Der Herr Professor nagelte ihn mit seinen 4 Pfoten und seinen seidenweichen Ohren auf den Tisch, um so recht bequem an dem Thierchen herumzuschneiden und herumsägen zu können. Am zweiten Tage hatte der arme Lulu genug an dieser wissenschaftlichen Vorlesung und starb unter dem Messer. Viele, viele meiner Collegen wurden gesotten und gebraten, um im Interesse der Wissenschaft zu beweisen, daß wir das Sieden und Braten nicht auszuhalten können. Wir Hunde mit unserm Hundeverstand können freilich nicht beurtheilen, ob solche Opfer im Interesse der Wissenschaft nöthig sind, aber wir können nicht begreifen, daß gerade wir, die treuesten Diener und Freunde der

Menschen, diese Opfer sein sollen. Warum nicht andere Thiere, z. B. die Schweine oder die Esel?"

Da fuhr der Esel auf: "Ich bitte um das Wort zu einer persönlichen Bemerkung: Ich verbitte mir diese Zusammenstellung mit den Schweinen. Mit denen sind die Hunde viel näher vertraut als wir, denn es gibt Schweinehunde, aber keine Schweineesel."

"Das will ich Dir sagen," bellte der Jagdhund, "warum wir vorzugsweise gewürdigt sind im Interesse der Wissenschaft gemetzelt zu werden: Uns Hunde erhalten die Herren Professoren um ein Spottgeld oder umsonst, ein Schwein aber kostet 60 S. das Pf."

"Hassan, Du hast Recht, so ist's" entgegnete Phylax. "Aber es wäre menschlicher, denn die Schweine sind das Gemetzeltwerden gewohnt, sie wissens gar nicht anders und können sich ihr ganzes Leben lang auf das Familienfest mit Metzelsuppe vorbereiten. Und dann, es käme die Herren Professoren doch nicht so gar theuer zu stehen, denn wenn das Schwein von dem



Herrn Professor im Interesse der Wissenschaft gemehelt oder gar gefotten oder gebraten worden ist, so kann er sein Experiment noch im Kreise seiner Familie auf dem Sauerkraut verpeifen. Uns Hunde aber wirft man nach dem Experiment todt oder sterbend auf den Mist."

„Und noch Eines will ich sagen. Wir Hunde haben schon mehr Menschen das Leben gerettet, als die Herren Professoren zu retten im Stande waren durch die gräßlichen Martern, denen sie uns unterwerfen. Wir Hunde rufen die Dankbarkeit und die Gerechtigkeit der Menschen an und verlangen Schonung. Ich habe gesprochen."

Phylax zog sich unter dem Beifalls-Geheul sämtlicher Hunde zurück.

Nun ergriff das Pferd das Wort. Es war ein abgemagertes, elend aussehendes Thier, hinkend und einäugig. Es machte den Versuch stolz den Kopf zu heben und wieherte:

„Ich schließe mich im Allgemeinen den berechneten Worten des geehrten Herrn Voredners an. Auch wir Pferde sind, wie die Hunde, treue Diener unserer Herren, und auch wir Pferde verlangen Gerechtigkeit und Schonung. Wie mein Freund Phylax kann auch ich mich der Thaten meiner Brüder rühmen. Wer kennt nicht unsern berühmten Ahnherrn, Ucephalus, das Schlachtross Alexanders des Großen? Und das Dichterroß Pegasus? Ihr seid ja auch schon darauf gefessen, Hinkender!

Sind nicht wir es, die die Könige und Kriegshelden in die Schlacht tragen? Und wie manchen haben wir schon vom Tode errettet durch die Schnelligkeit unserer Füße! Und was die Kunst betrifft? Sehet einmal im Circus Rinz, ob wir Künstler sind. Und was wäre manche Oper und manches Schauspiel ohne den Theaterchimmel?

Und wie oft haben wir uns geopfert um unsern Herren das Leben zu retten? „Harras, der kühne Springer," weiß davon zu erzählen.

Wir sterben zwar nicht auf dem Grabe unserer Herren, so sentimental sind wir nicht, allein wir sterben, wenn's Noth thut, für unsern Herrn, und ist er gefallen im Kampfe oder durch ein Unglück, so bewachen und beschützen wir seine Leiche.

Und was ist der Dank dafür? Hinkender, höret meine Geschichte, und Ihr habt die Geschichte der meisten meiner Kameraden. Ich heiße Casar und vor wenig Jahren noch war ich ein stolzer Kenner und manch Tausend Mark habe ich meinem Herrn bei den Rennen bei Pfzheim erjagt. Im Franzosenkriege habe ich mitgekämpft für Deutschland und bei Sedan meinen verwundeten Herrn glücklich aus dem Kugelregen getragen. Ich selbst erhielt einen Schuß in die Hüfte und wurde Invalide. Nach der Schlacht fragt wohl der General zuerst nach der Zahl der gefallenen

Pferde und dann erst nach den Reitern, denn wir Pferde sind im Kriege das kostbarere Material, aber einen Invalidenfond für die Pferde gibt es nicht. Mein Herr konnte mich natürlich nicht mehr gebrauchen und verkaufte mich an einen Droschkentuschter. Vier Jahre lang schleppte ich die Droschke, aber ein hinkender Droschkengaul ist am Ende eine schlechte Empfehlung für die Reisenden, und da mein Herr mir das Hinten durch Prügeln nicht abgewöhnen konnte, so verhandelte er mich an einen Schiffreiter am Nefar. Hinkender, wisset Ihr, was ein Schiffreiter ist? In Gesellschaft von Rüben und Döhnen mußte ich, ein Nachkomme von Ucephalus, der ich in zehn Schlachten gekämpft, schwer beladene Schiffe stromaufwärts schleppen und wurde von meinem Herrn von Mannheim bis nach Heilbronn hinauf geprügelt.

Länger als drei Jahre hält es in der Regel ein Pferd nicht aus; ich habe es vier Jahre lang ausgehalten und war dabei noch glücklich, denn ich habe mir



„Er ward verachtet in stiller Stund',
„Es folgt ihm winselnd nur sein Hund,
„Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
„Sich hingestreckt und ist da verreckt!"

Chamisso.

ist doch immer noch ein rascher, ein erlösender, ein barmherziger Tod, — das haben wir aber doch gewiß nicht verdient, daß man uns zum Lohne für unsere Arbeit und für unsere Treue in einer Thierarzneischule unter dem Messer der Lehrer und Schüler, und unter den gräßlichsten Qualen langsam verblutet läßt. Unsere Kameraden in Paris können davon entsetzliche Geschichten erzählen. Wir verlangen, wir unsere Freunde, die Hunde, daß wir, die treuesten Diener und Freunde der Menschen, mit diesen Martern verschont werden. Wenn die Wissenschaft solche Opfer verlangt, es gibt Thiere genug, die dem Menschen feindlich sind und ihn schädigen, wo sie können, warum seine besten Freunde dem Martertode überliefern?

Auch für unsern Vetter, den Esel, verlangen wir Schonung; er ist zwar dumm und faul, aber Dummheit und Faulheit sind keine todeswürdigen Verbrechen.

ein Auge eingeblißt, das mein Herr mir ausgeschlagen. Die Ketteneschleppschiffahrt machte meinem Elend ein Ende. Ich war aber zu nichts mehr zu gebrauchen, und da ein Verbot, mich an einen Pferdewerger zu verhandeln, schloß, — der Mann lachte, als er mich sah — so hat mein Herr mich jetzt an den Schinder verschahert für drei Thaler. Der Schinder meinte, mehr als drei Thaler sei meine geprügelte und verblutete Haut nicht werth. Morgen, wenn ich nach Hause komme, holt er mich ab. Hinkender, das ist meine Geschichte. Ich beklage mich nicht, es ist eben das Schicksal von uns Pferden, und ich will es nicht besser haben als meine Brüder.

Aber, wenn wir unser ganzes Leben lang für die Menschen gearbeitet haben, und wenn man uns auch kein Grabbrod bewilligt und uns keinen natürlichen Todes, sondern durch die Hand des Schinders sterben läßt, nun, es

und wenn man ihn gehörig prügelt, so ist er ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft."

Cäsar hatte gendert und zog sich unter dem Beifallsgemurrel der ganzen Gesellschaft zurück; namentlich gab der Esel durch ein kräftiges Ja seine volle Zustimmung zu erkennen.

Nun ergriff ein großer Täuberich das Wort. Er flog dem Hintenden auf die Schulter und girrte ihm seine Klagen in's Ohr. „Wir Tauben wissen wohl, daß die Menschen behaupten, wir seien von dem lieben Gott nur deshalb erschaffen worden, um von ihnen verpest zu werden, als gebratene oder auch als gefüllte Tauben. Es wird uns dabei von den Köchinnen in der Regel der Hals nur halb abgetrennt, daß wir noch einige Zeit in der Küche umherflattern. Die Köchinnen behaupten, das Tauben- und Hühnerfleisch werde auf diese Art viel zarter und wir seien es auch gar nicht anders gewohnt. Sogar die bei der Post angestellten Tauben, die Brieftauben, sind, wenn sie

laufen außerdem noch Gefahr, bei Ausübung ihres Berufes, auf ihren Dienststreifen, von ihren Feinden, den Raubvögeln, gefressen zu werden. Nun, von Raubvögeln oder Köchinnen umgebracht zu werden, es kommt auf das Gleiche heraus. Wenn wir aber auch der Meinung sind, als Nachkommen der Taube, die Noah den Delzweig brachte, und als Sinnbild des heiligen Geistes, zu dem die Christen beten, und als Postbeamte hätten wir eine bessere Behandlung und jedenfalls so viele Rücksicht verdient, daß uns die Köchinnen den Hals ganz und nicht halb abschneiden, so wollen wir uns darüber doch nicht beklagen, und es ist ganz richtig, wir sind es gewohnt und kennen es nicht anders.

Das aber müssen wir als rauham und unmenschlich beklagen, daß uns die hohen und vornehmen Herren bei dem Vergnügen, das sie Taubenschießen nennen, massenhaft ermorden. Freilich, die Herren haben wenig Gelegenheit, ihren Muth auf Iwen- und Bärenjagden zu zeigen, und die Wölfe und Bildschweine sind auch nicht ganz so ungefährlich zu hießen als wir Tauben, aber wir meinen, mit dem Schießen könnten sich die Herren Jäger begnügen, und wenn sie eines ihrer Dyer fehlen, ihm die schwerverehrte Freiheit gönnen. An manchen Orten aber werden sie vorher geblendet, d. h. es werden uns die Augen ausgeschossen, damit wir ja nicht dem mörderischen Rohrer Tapferen entrimmen können. Dann freilich sind das die Müßlichkeiten von uns, die gleich todgeschossen werden. Lieber Hintender, wenn Ihr im Thierschutzverein was für uns Tauben thun könnt, können wir zur Abwechslung und so lange es ihnen an Wölfen und Bären fehlt, auch einmal ein zahmes Hühner- oder Entenschießen abhalten, die sind auch besser zu treffen, sie können ja nicht fliegen, nur slattern, und man braucht ihnen die Augen nicht auszustechen."

Da fuhr ein Hahn mit gesträubten Federn auf, und wollte sich mit einem zornigen „Kikeriki" auf die Taube stürzen; doch der Hintende wehrte ihn ab:

„Ausreden lassen, der Herr Täuberich hat das Wort!"

„Ich lege Verwahrung ein im Namen aller Hühnerhöfe des deutschen Reiches," krächte der Hahn und zog sich grollend zurück.

Der Täuberich fuhr fort: „Die grausamste Behandlung aber müssen wir, im Interesse der Wissenschaft, von den Herren Professoren erleiden. In Paris belustigt sich ein Herr Professor damit, in den Hinterkopf von uns Tauben Nadeln zu stecken, um den Triumph zu haben, daß wir noch Wochen lang nicht mehr vorwärts, sondern rückwärts fliegen und laufen müssen, bis wir endlich der Dual unterliegen, den nabelgeschmückten Kopf unter den Flügel stecken und sterben. Abgesehen von den furchtbaren Schmerzen, die diese wissenschaftlichen Belustigungen uns verursachen, empöert sich auch unsere Tauben-Ehre dagegen, daß man aus uns Tauben, die wir doch Fortschritts-Vögel sind, Rückschritts-Vögel, Reaktionsäre, machen will.

Da alle die qualvollen Versuche, welche die Menschen an den lebenden Thieren machen, den Zweck haben, zum Nutzen der Menschen wieder verwertet zu werden, so vermuthen wir, daß der Herr Professor seiner wissenschaftlichen Entdeckung eine für jede Regierung hochwichtige Bedeutung beilegt, wenn man einfach mit einer Nadel in den Hinterkopf aus jedem Fortschrittsmann einen Rückschrittlern, oder aus einem Rückschrittlern einen Fortschrittlern machen kann!"

„Das letzte kommt nicht vor," schrie der Esel. — „Und jetzt bitte ich um's Wort!"

„Nein, ich habe das Wort," krächte der Hahn.

„Ich will auch etwas sagen," maunte der Kater.

„Und ich, und ich!" schrie

Alles durcheinander.

„Ruhe!" donnerte der Hintende, „der Esel hat das Wort!"

Doch der geehrte Redner kam nicht dazu. Draußen vor der Thüre kam es die Treppe herauf und schlurpte auf dem Vorplage, und räusperte und hustete, und endlich ertönten drei feierliche Schläge an die Thüre.

„Herein!" rief der Hintende. Die Thüre öffnete sich und die Schwelle überschritt eine hohe weibliche Gestalt, in der Rechten eine Lanze tragend und in der Linken einen glänzenden Schild.

„Die Wissenschaft!" schrie Phylax.

„Sauve qui peut!" brüllte der Esel. In Augenblicken der Aufregung spricht er gerne französisch.

„Die Wissenschaft! Kette sich, wer kann!" rief die ganze Gesellschaft, und stolpernd und über einander purzelnd stürzte Alles an der Wissenschaft vorbei zur Thüre hinaus.

„Aber Herr Hintender," sagte die Wissenschaft.

Der Hintende fuhr von seinem Lehnstuhle auf und



Das Pferd bei der Leiche seines vom Blitze erschlagenen Esels.

rieb sich die Augen. „Das war wieder einmal ein sonderbarer Traum. Ah, Du bist's Kathrine? Wahrschaffig, der Morgen ist schon angebrochen!“
„Natürlich, es ist fünf Uhr vorbei,“ sagte die Kathrine, und stellte den Besen, den sie in der Rechten trug und die glänzende Staubschuppe — Lanze und Schild — in die Ecke.

„Aber Herr Hintender, wieder einmal nicht zu Bette gewesen. Was bin ich erschrocken, als ich Ihnen den Kaffee ins Schlafzimmer bringen wollte und Ihr Bett war unberührt. Jetzt aber schnell zum Frühstück, das Pieschen wartet schon. Ich will einstweilen hier ausfegen. Da sieht es wieder einmal aus!“

„Natürlich, wenn man solche Gesellschaft gehabt hat, wie ich,“ lachte der Hintende. „Na, na, Kathrine, ich gehe ja schon. Wenn die Wissenschaft Kehraus macht, dann geht der Hintende! Ha, ha, ha!“

Die Kathrine schaute dem Hintenden kopfschüttelnd nach und machte mit dem Finger eine bezeichnende Bewegung nach der Stirne, dann ergriff sie „Lanze und Schild,“ und vertiefte sich in das Geschäft des Ausfegens.

Das waren die Traumbilder, die der Inhalt des Buches dem Hintenden vorführte, da er, trotz seines Ankämpfens gegen den Schlaf, diesem doch unterlegen war. Das Buch aber, das ihn so gefesselt, war:

Die Vivisection oder Folterkammern der Wissenschaft von Ernst von Weber. Berlin und Leipzig. Verlag von Hugo Voigt, die siebente Auflage.

Ja, was ist denn das, Vivisection? werden viele Leser fragen, die nicht lateinisch gelernt haben, und viele, die es gelernt haben, werden es auch nicht wissen. Vivisection heißt: Zerschneiden, Zerlegen, Sieden und Braten lebendiger Thiere, namentlich lebender Hunde und Katzen, und damit es den armen Thieren nicht so wehe thut, sagt man's ihnen nicht auf deutsch, sondern auf lateinisch.

„Ja, um Gotteswillen, ist denn so etwas erlaubt? Wo bleibt denn da die Polizei, die gleich einen Fuhrmann am Ohr packt, wenn er seinen Gaul etwas unhöflich behandelt?“

„Ja, das geht die Polizei nichts an. Das geschieht meistens auf den Universitäten, in ihren Schneide-Anstalten, Anatomie genannt, und die Hunde werden lebend zerschnitten, im Interesse der Wissenschaft, und die Wissenschaft steht unter der Thüre Schildwacht und läßt keinen Unberufenen hineingehen.“

„Aber das ist ja entsetzlich! Und ist denn das nothwendig im Interesse der Wissenschaft?“

„Viele hochberühmte Aerzte sagen, ja es sei durchaus nothwendig, und viele hochberühmte Aerzte sagen nein, es sei durchaus nicht nothwendig, und endlich viele hochberühmte Aerzte sagen, es sei nothwendig in enggezogenen Grenzen, so wie die Vivisection aber heute getrieben werde, sei sie in eine frevelhafte Thierschinderei ausgeartet. Und da stehen nun wir Laien

zwischen diesen drei hochberühmten Gruppen und schauen uns verwundert um. Wer hat Recht von den drei Hochberühmten? Da macht es eben der Hintende, wie er es eben macht, wenn er in Gesellschaft von Juristen ist, von denen auch immer die eine Hälfte behauptet, die andere Hälfte sei auf dem Holzwege; da hört er beide an und läßt dann seinen einfachen Menschenverstand auch mitreden, und der gibt ihm den Ausschlag.

Als der Hintende an diesem Morgen von dem Frühstück zurückkam in seine Arbeitsstube, war das Erste, daß er „Das Alter der Erde“ in eine Ecke warf. Die Erde und die Frau Löwenwirthin können noch ein Jahr warten, die gemarterten Thiere nicht.

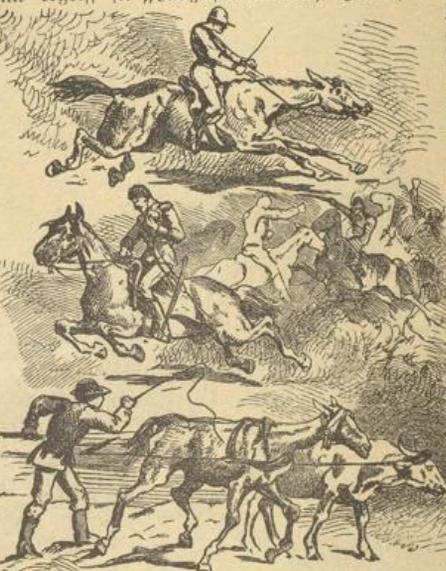
Und nun, geneigter Leser, wenn Du ein Herz hast für die Sache, und wenn Du mitwirken willst gegen den Mißbrauch der Vivisection, dem unter dem Deckmantel der Wissenschaft Tausende armer Thiere, namentlich Hunde, unter entsetzlichen Martern zum Opfer fallen, so thue ein Uebrigtes, nehme 60 S. und laufe das Büchlein von Weber. Und wenn Du es gekauft hast, und Du hast sehr starke Nerven, so lese es, bist Du aber schwachnervig, so lasse Dir aus dem Buche einen milden Auszug machen; Du wirst auch an dem genug haben.

Das Buch hat ungeheures Aufsehen gemacht, und namentlich in der medizinischen Welt eine gewaltige Aufregung veranlaßt. Die Wissenschaft hielt sich für angegriffen und setzte sich zur Wehre, und 18 Universitäten rückten in geschlossener Phalanx mit gefällter Lanze gegen das Büchlein vor, um es auszuweisen.

Die Vertheidiger der Vivisection führen eine Menge berühmter Namen in's Gefecht: Müller, Helmholtz, du Bois-Reymond, Brücke, Pflüger, Virchow, Kuyper und viele andere, vor denen der Hintende in Ehrerbietung das Haupt beugt, und die Vertheidiger sagen: So lange solche Männer für die Vivisection auftreten, haben die Laien, die dagegen sind, bescheiden zu schweigen.

Und die Gegner der Vivisection führen ebenfalls eine Menge berühmter Männer in's Gefecht: Kalmann, Charles Bell, William Ferguson, Dr. Roche, Witaland der franz. Akademie, Nélaton, der berühmte Pariser Chirurg, die Anatomem Strauß, Dürheim, Hortl und viele andere, vor denen der Hintende ebenfalls in Ehrerbietung sein Haupt beugt, und die Gegner sagen ebenfalls: So lange solche Männer gegen die Vivisection, bezw. gegen deren Ausbreitungen sind, haben die Laien, die dafür sind, — und es gibt auch solche — bescheiden zu schweigen. Und gegen die 18 deutschen Universitäten steht die Universität Dublin, welche die Vivisection ganz abgeschafft, und die königl. Akademie in London, die sie möglichst beschränkt hat, und 500 englische Thierärzte, und 150 englische Menschendoktoren und schließlich das ganze englische Parlament, welches der Vivisection ebenfalls enge Grenzen gesetzt hat.

Ernst v. Weber ist nicht der einzige, der gegen den



Caesar als stolzer Renner, als tapferes Schlachtroß und zum Schluss seiner Laufbahn als halbtodt geprügelte Schindmähre.

Mißbrauch der Vivisection geschrieben hat, G. Fleming in seiner Preisschrift, Jatroz, Dr. Hammer, Dr. Gustav Voigt, Dr. Geißler und andere haben es ebenfalls gethan, und da meint der Hinkende, es sei doch auch das Publikum berechtigt an den Ernst der Sache zu glauben. Weber kämpft mit scharfen, aber mit ehrlichen Waffen, und wenn er bei diesem Kampfe gegen die Mißbräuche der Vivisection, diese Mißbräuche auf gräßliche aber wahrheitsgetreue Weise illustriert durch unbestreitbare und nirgends widerlegte Thatsachen, so thut er ganz recht daran, und er müßte ein sonderbarer Kauz sein, wenn er seinen Kampf gegen die Vivisection mit Nichtbildern derselben illustriren wollte. Für diese sorgen schon seine Gegner. Wir sehen, der Kampf ist entbrannt zwischen den Größen der medicinischen Welt. Ob Vivisection, ob nicht, davon lassen wir Laien die Finger, das mögen die Herren Gelehrten ansprechen; aber da nun einmal die Laien einen Blick geworfen haben in die Folterkammern der Wissenschaft, so ist auch ihrem einfachen, gesunden Menschenverstande erlaubt, darüber nachzudenken, ob alle die qualvollen Martern, denen man die armen Thiere unterwirft, im Interesse der Wissenschaft und zum Wohle der Menschheit geschehen.

Und darum fragt der Hinkende: Geschah die Niederträchtigkeit, welche Phylar erzählt, im Interesse der Wissenschaft? Wendet sich nicht die Wissenschaft mit Ekel und Grauen ab, wenn Hunde mit Petroleum begossen und lebendig gebraten werden, wenn man die Armer in siedendes Wasser wirft und im Backofen röstet? Ist es nicht eine brutale Beschimpfung der Wissenschaft, wenn Professor Vuillaud einem Hunde die Stirne durchbohrt und ein rothglühendes Eisen einführt, so daß das Thier 6 Tage lang heulte und schrie, obgleich man es durch Schläge zu beruhigen suchte? Man schlug am Ende den Hund todt, nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Rücksicht auf die Nachbarschaft. Damit die Hunde mit ihrem rücksichtslosen Geheul die Nachbarschaft nicht belästigen, werden ihnen häufig die Stimmnerven durchschnitten, ein Mittel für die Schweigsamkeit, welches an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Das sind sentimentale Uebertreibungen, meinen etliche Vivisectoren, die Thiere sind nicht so empfindlich gegen den Schmerz, wie

Natürlich, die Hunde heulen aus reinem Vergnügen, wenn man ihnen ein glühendes Eisen in das Hirn bohrt. Aber die Thiere werden ja chloroformirt! Sie fühlen den Schmerz gar nicht.

Die Vivisectoren gestehen selbst zu, daß dieses nur theilweise der Fall ist.

Und kann dies auch geschehen, wenn die Marter Stunden, Tage, Wochen und Monate lang dauert?

Und wenn dann die zerschnittenen, zerfetzten Thiere aus der Narkose wieder erwachen, fühlen sie keinen Schmerz? Namentlich wenn das Thier nach der Operation nicht aus Barmherzigkeit getödtet, sondern aus Sparsamkeit zu weiteren Versuchen aufgehoben wird.

Die Sache läßt sich nicht mehr todt schweigen, das Publikum ist berechtigt in diesem Streite auch seine Stimme abzugeben, und wenn es Vorgänge, wie die Weberische Schrift sie schildert, als schändliche Thierquälerei bezeichnet, so ist dies der richtige Ausdruck, und wenn die Thierquälerei selbst Professoren sind.

Wenn in dem Kampfe, welchen die Fachmänner gegenwärtig führen, die Vivisection als „nothwendiges Uebel“ Siegerin bleibt, so wird auch der vernünftigste Theil des Publikums (und zu diesem zählt sich der Hinkende auch) sich diesem Ausspruche und ausnahms-

weise dem jesuitischen Grundsätze „der Zweck heiligt die Mittel“ fügen.

Aber die Vivisection soll nur geübt werden im scharfbegrenzten Dienste der Wissenschaft, von würdigen Händen und auf menschliche Weise.

Gegen den brutalen Unfug jedoch, mit dem auf vielen Universitäten durch Vivisectionsprüfer das Martern der Thiere getrieben wird, sowie überhaupt gegen jeden Mißbrauch der Vivisection, ist das Publikum im Namen der Menschlichkeit berechtigt feierlich Verwahrung einzulegen, und dieser Verwahrung schließt der Hinkende sich hiermit an.

Diesem schmachvollen und die Menschheit schändenden Unfug muß mit allen gesetzlichen Mitteln gesteuert werden.

Es ist eine großartige Petition an den Reichstag im Werke, welche die Regelung dieser Angelegenheit auf dem Wege des Gesetzes „ein Thierschutzgesetz“ anstrebt. Wer ein Herz hat für die Sache, unterzeichne.

Der Mißbrauch der Vivisection wurde übrigens schon vor Jahrzehnten bekämpft. Arthur Schopenhauer sagt:

„Ins Volk muß die Ansicht dringen, daß es nicht Jedem freisteht, die abenteuerlichsten Grillen seiner Unwissenheit durch die gräßlichste Dual einer Anzahl Thiere auf die Probe zu stellen, wie heut zu Tage geschieht, wo sich jeder Medicaster befugt hält in seiner Marterkammer die grausamste Thierquälerei zu treiben, um Probleme zu entscheiden, deren Lösung längst in Büchern steht, in welche seines Nase zu stecken er zu faul und unwissend ist.“

Und heute macht einer der grimmigsten Gegner Webers, Prof. Falk in Marburg, das Geständniß:

„Ich gebe zu und habe mit eigenen Augen Beweise dafür erhalten, daß es Leute gibt, die mit Thieren experimentiren wollen, ohne die geringste Befähigung dafür zu besitzen. Diese gewöhnlich für sich selbst stark eingenommenen, Herren stellen Versuche an, die dem, der zu experimentiren versteht, ein Gräuel sind.“

Beides unterschreibt auch der Hinkende, und den Klauen dieser „Medicaster“ und „für sich eingenommenen Herren“ möchte er sämtliche Thiere und vor allen die treuesten Diener und Freunde des Menschen, die Hunde und Pferde, gerettet wissen. In England sind sie durch Parlaments-Urtheil geschützt.

Noch einmal zum Schlusse kurz:

Der Hinkende ist grundsätzlich nicht gegen die Vivisection im strengen Dienste der Wissenschaft, aber gegen ihre brutalen Ausschreitungen wird er ankämpfen mit allen ihm zu Gebote stehenden ehrlichen Waffen.

Lebensregel!

- Du sollst reden, nicht viel, aber sinnig;
- Du sollst beten, nicht lang, aber innig;
- Du sollst handeln, nicht rasch, aber kräftig;
- Du sollst lieben, nicht laut, aber heftig;
- Du sollst leben, nicht wild, aber heiter;
- Du sollst dir helfen, Gott hilft dir weiter!

Höflichkeit.

Höflichkeit ist wie ein Luftkissen; es mag wohl nichts darin sein, aber sie mildert die Stöße des Lebens bedeutend.



Weltbegebenheiten.

Von Juni 1878 bis Juni 1879.



Daß der Hintende in seinem 80er noch die halben Weltbegebenheiten des Jahres 78 berichten muß, Dinge, die der geneigte Leser schon lange weiß und vielleicht zum Theil schon wieder vergessen hat, thut ihm leid genug, aber da sind

die andern Kalenderschreiber schuld daran, und der Hintende kann nichts dafür. Kaum haben die Kirschbäume abgeblüht, so fangen sie schon auf Tod und Leben an zu drucken, und schon im Juli schlupft der erste Kalender aus dem Ei. Freilich, so ein vorzeitiges Federweh, das die Eierchalen noch an sich hängen hat und oft kaum recht gadern kann, ist meist auch darnach; aber das thut nichts, er ist eben der erste, und mit dem ersten Kalender ist es gerade wie mit den ersten Säringen, einen Matjes-Kalender will jeder haben, und die andern haben das Nachsehen. Drum darf der Hintende nicht gar zu lange hintendrein hinken, sonst kann es vorkommen, daß seine Kalender als Krebse wieder zurückkommen, und unter allem Gethier, auf der Erde, in der Luft und im Wasser, sind einem Verleger die Krebse die allerunleidlichsten Viecher, und der Hintende kann's dem Noah heute noch nicht vergessen, daß er diese dummen „Reactionäre“ in seinen Kasten mit aufgenommen hat.

Der Hintende muß also auch mitmachen, aber er will's nicht übertreiben; er muß sich überhaupt kurz fassen, wenn er die Weltbegebenheiten eines ganzen Jahres in 7 Kalenderseiten unterbringen will.

Also fangen wir an, natürlich zuerst mit Deutschland.

Am 13. Juli wurde in Berlin der „Weltfriede“ unterzeichnet, d. h. ein Friede, der unserm Welttheil wieder die nöthige Ruhe verschaffen soll. Unser Reichskanzler, einst der Mann von Blut und Eisen, jetzt der Friedensfürst, hat ein Meisterstück gemacht, daß er in alle unter einen Hut brachte. Freilich, umsonst thaten sie's nicht, und der Türke mußte die Beche bezahlen.

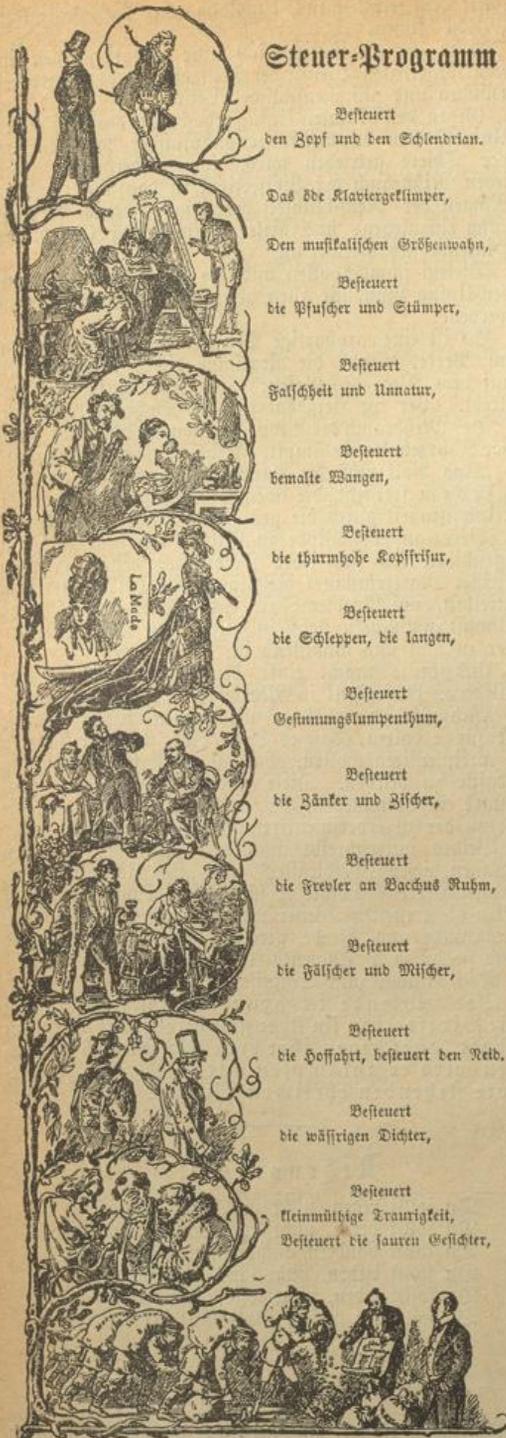
Es war die reinste „Bivisection“! Der arme Türke wurde lebendig zerschnitten.

Kladderadatsch schildert die Schmerzenseuszer, die der Türke während der Operation ausstieß, — man hatte ihn nicht einmal chloroformirt, — auf folgende herzbrechende Weise:

Gekunden, gekunden, gereißet und gerädert,
Gebrochen, zerstoßen, versuchsweis gekost,
Geflebert, gerädert, gescharrt halb ins Loch,
Zertrampelt, zertrampelt — und doch leb' ich noch!
Zerschnitten, zerrißen, zertraten, verbrannt —
Es fällt zum Entsetzen in Fetzen mein Land!
Durch Flinten und Hinten mein Reich, ach, verlor'n!
Der frist mich von Hinten und Jener von vorn!

Steuer-Programm

- Besteuert den Pops und den Schlenker.
- Das öde Klaviergelimper,
- Den musikalischen Größenwahn,
- Besteuert die Pfscher und Stümper,
- Besteuert Falschheit und Unnatur,
- Besteuert bemalte Wangen,
- Besteuert die thurmhohe Kopfschur,
- Besteuert die Schleppen, die langen,
- Besteuert Bestimmungslumpenthum,
- Besteuert die Zänter und Bischer,
- Besteuert die Frevler an Bacchus Ruhm,
- Besteuert die Fälscher und Mäher,
- Besteuert die Hoffahrt, besteuert den Reib.
- Besteuert die wässrigen Dichter,
- Besteuert steinnüthige Traurigkeit,
- Besteuert die sauren Gesichter,



Dann füllen sich des Reiches Kassen;
Man braucht das Brod nicht zu versteuern,
Man braucht das Licht nicht zu verharnern,
Kann Brod und Licht dem Armen lassen!